

Beiträge zur Lehre von den französischen Fürwörtern.

Vom Oberlehrer Dr. Otto Badke.

I.

Tonlose und betonte Pronomina.

Alle Pronomina sind Wörter, die, wie schon ihr Name anzeigt (vgl. auch gr. *ἀπορρημία*), „pro nomine“ stehen. Ihren ausgedehnten Gebrauch verdanken sie dem Streben nach Vereinfachung und dem Gefühle für Schönheit und Harmonie der Rede. Kinder wenden sie bei ihren ersten zusammenhängenden Sprechversuchen noch nicht an; aber auch Völker mit uralter, hochentwickelter Kultur, wie z. B. die Japaner und Chinesen, entbehren ihrer ganz.

Im vorigen Osterprogramm unserer Anstalt habe ich die Entstehung und Bedeutung der Personalpronomina aus ursprünglichen Bezeichnungen von Ortsverhältnissen herzuleiten versucht. Ich gelangte dort (S. 20) zu dem Schlusse, dass „ich“, „du“, „er“ als Ausdrücke für räumliche Entfernungen vom Standpunkte des Redenden aus, etwa im Sinne von „hier“, „da“, „dort“ aufzufassen seien.

Aus dieser anfänglich lokalen Bedeutung entwickelte sich allmählich die rein pronominale. Es giebt eine ganze Anzahl von Sprachen, in denen die Pronomina, — und etwa nicht nur die der dritten Person, — gleichsam noch auf der Grenze zwischen Ortsbezeichnungen und Fürwörtern im gewöhnlichen Sinne des Wortes stehen. Der Prozess des Ueberganges der einen Bedeutung in die andere lässt sich an ihnen noch ziemlich deutlich erkennen. Der Bedeutungswandel dieser Wörter beruht nämlich darauf, dass sie, die ursprünglich Orte bezeichneten, späterhin als Bezeichnungen der an diesen Orten befindlichen Personen oder Sachen galten. Ausserdem aber weisen die Pronomina der dritten Person nicht allein auf einen mit der Hand angedeuteten Ort, oder ein an demselben befindliches Objekt hin, sondern auch auf Dinge, die durch die Situation der Anschauung oder durch vorausgegangene Nennung ihres Namens als bekannt vorausgesetzt werden dürfen.

Nun ist es klar, dass die Pronomina „ich“ und „du“ nur in sehr beschränktem Sinne als Stellvertreter der Namen des Redenden oder Angeredeten gelten können. Die redende Person hat sich wohl nie mit ihrem Namen genannt und ihn zum Subjekt einer Aussage gemacht. Redewendungen wie: „Ich N. N. . . .“ gehören nur dem Urkundenstil an und sind in der Umgangssprache nie gebräuchlich gewesen, am allerwenigsten mit Fortlassung des „Ich“. Wenn Kinder im Stadium der Spracherlernung von sich selbst sprechen und für „ich“ dabei ihren Namen setzen, so gebrauchen sie ihn in Verbindung mit dem Infinitiv oder der dritten Person des Verbs. Diese Ausdrucksweise gründet sich entweder darauf, dass bei ihnen das Selbstbewusstsein noch nicht klar erwacht ist, oder sie ist als Nachahmung gehörter Redensarten anzusehen. Wird ein Kind von dem andern gestossen, so klagt es dies der Mutter und sagt: „Mama, Bruno hat mich gestossen.“

Hierauf erwidert das weniger sprachkundige Brüderchen: „Mama, Bruno nicht stossen!“ Hier zeigt sich deutlich, dass der zweite Satz nur eine wenig veränderte Reproduktion des ersten ist. Für die erste Person ist das „Ich“ typisch; es erklärt sich stets aus der Situation.

Beim „Du“ liegt die Sache schon etwas anders. Wenn ich mich in Gesellschaft mehrerer Freunde befinde und an einen derselben eine Frage richte, so gebrauche ich nicht das Pronomen, weil sich aus der Situation allein nicht ohne weiteres klar ergeben würde, an wen dies „Du“ gerichtet wäre. Ich nenne den Angeredeten in diesem Falle mit seinem Namen, ohne direkte Hinzufügung des Pronomens: „Sage mir, Fritz . . .“ So ruft auch Aiax den Tod bei Namen: ὦ Θάνατε, Θάνατε, νῦν μὲ ἐπίσκεψαι . . .“ weil sonst nicht klar wäre, wem die Worte gelten. Desgleichen wendet sich der Dichter an Abwesende und an Gestalten seiner Phantasie mit Namensanruf, um dann erst den Namen durch „du“ aufzunehmen. Homer verwendet noch mit Vorliebe den Namen im Vokativ zum Zweck der Anrede, selbst da, wo die Situation jeden Zweifel und jedes Missverständnis ausschliesst. „Διογενὲς Λαερτιάδη, πολυμήχαν’ Ὀδυσσεῦ“ redet Kirke (Od. X. 401) den „Vielgewanderten“ an. Oft wird dem Pronomen noch der Name oder ein ehrendes Beiwort beigegeben. So fleht Odysseus zur Nausikaa: „Γοννοῦμαί σε, ἄνασσα.“ Wenn wir auch heute noch in der feineren Umgangssprache einen Titel oder das Wort „Herr“ in der Anrede gebrauchen, so sind doch Wendungen, wie: ὦ φίλε, ξένη, ὦ γύναι u. a. m., die sich bei Homer fast auf jeder Seite finden, aus der Sprache des gewöhnlichen Lebens verschwunden. Ueberall, wo über die Person des Angeredeten kein Zweifel bestehen kann, tritt das „Du“ allein in der Anrede auf.

Wenn sich die Substrate von „ich“ und „du“, wie wir gesehen haben, für gewöhnlich aus der Situation der Anschauung ergeben, so ist dies beim Pronomen der dritten Person nur selten der Fall. Im allgemeinen muss der Gegenstand, den dies Pronomen bezeichnet, vorher wirklich bei seinem Namen genannt worden sein. Das Pronomen personale der dritten Person hat demnach durchaus zurückweisende, demonstrative Bedeutung, und daraus erklärt es sich, dass in allen Sprachen, in welchen am Nomen das grammatische Geschlecht bezeichnet wird, auch dies Pronomen geschlechtlich getrennte Formen aufweist.

Als Satzteile können nun die Pronomina personalia das Nomen in jeder Hinsicht vertreten; vorherrschend jedoch kommen sie als Subjekt und Objekt des Satzes in Betracht. In dieser Funktion haben sich in vielen Sprachen beim Pronomen Doppelformen entwickelt. Dies ist zum Teil schon in uralten Zeiten geschehen. Das Indische weist schon in der vedischen Zeit im Akkusativ, Dativ und Genetiv des Singulars und Plurals neben den volleren Formen kürzere auf, deren Gebrauch sich auf bestimmte Fälle beschränkt. Andererseits hat das Französische, sowie andere romanische Sprachen solche Doppelformen erst in ziemlich später Zeit herausgebildet, und zwar ohne dass das Latein solche besass. In den letztgenannten Sprachen sind die Genetivformen fortgefallen, dagegen hat der Nominativ an der Scheidung der Formen teilgenommen. Für diese Erscheinung müssen ganz bestimmte Gründe massgebend gewesen sein. Sie sollen hier zunächst erörtert werden. Wir wenden unsern Blick zuerst auf die Subjektformen.

Als durch Abfall oder Angleichung der Endungen ursprünglich verschiedene Verbalformen lautlich zusammenfielen, wurde die dadurch hervorgerufene Undeutlichkeit durch Hinzufügung des Subjektes in pronominaler Form wieder aufgehoben. Dies Schicksal ist unter den sämtlichen romanischen Sprachen frühzeitig dem Französischen widerfahren, und im Neufranzösischen ist wenigstens in der Schriftsprache die Verbindung des pronominalen Subjektes mit der Personalform des Verbs ausnahmslos zur Regel geworden. Sollte dieser Zwang, der auf dem Französischen gegenüber den anderen romanischen Sprachen lastet, vielleicht der Einwirkung germanischen Sprachgebrauches beizumessen sein? Merkwürdig ist es immerhin, dass sämtliche übrigen Töchter der lateinischen Sprache, selbst das Rumänische nicht ausgeschlossen, dies Gesetz nicht kennen, dass

ferner alle neugriechischen Dialekte bis auf unsere Tage die genaue Unterscheidung der Personalformen wie im Altertum bewahrt haben, dass aber andererseits schon in den ältesten germanischen Denkmälern die Verbindung des Pronomens als Subjekt mit der Personalform durchgreifend erfolgt. Schon die Eide bringen neben „prindrai“ und „er“ eine Form wie „saluaraieo“; während aber die ganze afr. Periode hindurch nach dem Vorbilde des Latein noch Verbalformen ohne Begleitung der Personalpronomina vorkommen, setzt sich doch das Pronomen in dieser Verbindung immer mehr fest und ist seit dem Beginne des 17. Jh. notwendig. Ganz ausgestorben ist der Gebrauch der Personalform ohne Personalpronomen auch heute noch nicht, trotz der Strenge der Schriftsprache in diesem Punkte. Julius Siede (*Syntaktische Eigentümlichkeiten der Umgangssprache weniger gebildeter Pariser* ect. Berlin 1885) weist nach, dass in der Kinder- und Kosesprache die erste Person als Subjekt auch jetzt noch häufig ausfällt. Er führt z. B. an: „Me suis laissé dire que“ (aus Henri Monnier: *Scènes populaires* I, 12) „Connais pas“ (ebenda II, 64). Auch im Deutschen sagen wir wohl: „Hab' mir sagen lassen“, „Weiss nicht“, u. a. m. Interessanter aber als diese Erscheinung ist für uns eine andere.

Das Pronomen wird nämlich schon im Afr. zum Verbum gesetzt, selbst wenn das Subjekt in Gestalt eines Substantivums voraufgeht. Diez führt (III, 63) aus dem altepischen Stile u. a. an: „Reis Corsalis il est de l'altre part“. Vgl. auch Chassang § 234. Nach Siede (a. a. O. p. 12) findet sich dieser Gebrauch im Patois noch jetzt in weitester Ausdehnung, und zwar nicht nur in Beispielen, wie: „C'est pour le coup que les autres, là-bas, ils vont rire“, wo là-bas das Subjekt vom Verbum trennt, sondern auch in Fällen, wo das Subjekt unmittelbar vor dem Verbum steht, das Pronomen also durchaus pleonastisch gebraucht ist, wie z. B. in: „Tout ça parce que le Faucheux il étiont malin.“ Ja im Patois kommen Ausdrucksweisen vor wie: „l'jour de Pâques qu' l'église il étiont pleine“, Henri Monnier I, 648 (Siede), wo also die Kongruenz des Pronomens mit dem voraufgehenden nominalen Subjekt sogar unterbleibt. „Hier“, sagt Siede (p. 12 ff.), „erhält man den Eindruck, als ob das Pronomen, durch den gewohnheitsmässigen Gebrauch in seiner zurückweisenden Bedeutung verdunkelt, vom Volke gewissermassen als zum Verbum gehörig, als flexivisches Mittel empfunden wird.“ Dies nur als Ersatz der Flexionsendung dienende Pronomen hatte aus innern und äussern Gründen die Neigung tonlos zu werden. Einmal erinnert es nur an ein schon genanntes oder durch die Situation oder Gedankenverbindung als bekannt vorausgesetztes Subjekt, ist also dem Sinne nach tonlos. Ferner aber verlor das Pronomen unter dem Einflusse des auf dem Verbum ruhenden Haupttones seinen ihm ursprünglich eigenen Ton. In der nfr. Schriftsprache wird dieser Vorgang in der Schrift nur bei „je“ angedeutet, z. B. j'offre. Aber in nachlässigerer Umgangssprache und im Patois zeigt sich diese Tonlosigkeit des Subjektpronomens in weiterem Umfange; hier wird auch „tu“ vor Vokalen apostrophiert, vgl. t'es pas gentil (Siede p. 9). In „il, ils“ kann das l verstummen: „i se rend“, „i vont leur train.“ Bei vorhergehendem que entsteht aus que il (ils) „qui“, vgl. qu'est-ce qui vous a fait? (Siede p. 9.) In „elle, elles“ wird e oft zu a gefärbt, was auch eine Folge der leichteren, nachlässigeren Aussprache ist, und unter dem Tone nicht stattfinden könnte. Dazu kommt, dass auch sie ihr l verlieren können, z. B. „j'sais pas d'quel état qu'a sont.“ (Siede p. 9.) Darmesteter: *de la créat. act. de mots nouv.* Paris 1875. Einl. III (angef. v. Siede S. 13) bemerkt zu seinen Paradigmen der Volkskonjugation: „Ne semble-t-il pas que dans „j'èm, t'èm, ch'sui, t'è“ il y ait un commencement de fusion du pronom avec le verbe? que le pronom devienne comme une flexion verbale . . .?“

Soviel geht aus allen diesen Thatsachen klar hervor, dass die Subjektformen der Personalpronomina, wo sie als Stellvertreter der Personalendung des Verbs auftreten, tonlos sind, auch da, wo dies in der Schrift nicht zum Ausdruck gelangt. Wir haben also auch ein tonloses „nous“, „vous“ anzusetzen.

Wie steht es nun mit den Objektformen? Wir müssen hier etwas weiter zurückgehen.

Für den Urzustand der indogermanischen Sprachen haben wir eine weit grössere Zahl von Kasus anzusetzen, als uns in den einzelnen Sprachen dieses Stammes überliefert sind (vgl. Bréal. *Mém. d. l. soc. d. ling. d. Paris* Tome III p. 322 ff.). Jene verschiedenen Kasusformen dienten auch in den idg. Sprachen ursprünglich, wie es scheint, ausschliesslich zur Bezeichnung räumlicher Verhältnisse, wie dieser Zustand noch heute in den uralischen Sprachen ganz klar und deutlich vorliegt. Für manche dieser Kasusformen mangelt unseren Sprachen jetzt vollständig das Gefühl, und wir sind daher auch nicht fähig, sie in adäquater Weise wiederzugeben (vgl. Fr. Müller, *Grdr.* II, 2, p. 204). Von den fünfzehn Kasus des Finnischen bezeichnen sieben rein örtliche Beziehungen, nämlich der Inessiv, Elativ, Illativ, Adessiv, Ablativ, Allativ und Translativ; ferner sind der Abessiv und Comitativ sicher noch als ursprünglich reine Ortskasus aufzufassen, dieser auf die Frage „nebst wem? = neben wem?“ jener auf die Frage „ohne was? = fern von wem?“ Alle diese Kasus sind nichts weiter als feiner differenzierte Ortsbezeichnungen für die Verhältnisse, welche im Sanskrit durch den Lokativ bzw. Ablativ, im Lateinischen, wo der Lokativ nur noch trümmerhaft erhalten ist, durch den Ablativ ausgedrückt werden. Wo es sich um genauere Unterschiede handelte, verwandte das Latein den Akkusativ oder Ablativ mit Präpositionen. Das Griechische, dem der Lokativ und Ablativ abgesehen von einzelnen Resten ganz verloren gegangen waren, griff ebenfalls zur Umschreibung mit Präpositionen. Die slavischen Sprachen retteten noch den Lokativ zur Bezeichnung gewisser Ortsverhältnisse, griffen im übrigen aber auch zu einem ausgedehnten Gebrauch der Umschreibung. In den keltischen und germanischen Sprachen werden abgesehen von spärlichen Resten ursprünglicher Ortskasus alle räumlichen Beziehungen durch Präpositionen bezeichnet.

Die Präpositionen bezeichnen in allen Sprachen der überwiegenden Mehrzahl nach Raumverhältnisse. Vielfach sind sie noch mit Adverbien identisch; in ihnen haben wir in vielen Fällen die versteinerten Reste vorhistorischer Kasus zu erkennen. Ihre immer mehr um sich greifende Verwendung zur Bezeichnung räumlicher Beziehungen scheint mir ein nicht zu unterschätzender Beweis dafür zu sein, dass diejenigen Kasus, welche schon so frühzeitig abstarben, und deren Stellvertretung die Präpositionen übernahmen, der Ortsbezeichnung dienten. Die noch sicher bestimmbar Kasustrümmer der idg. Sprachen fallen wohl ausnahmslos dem Gebiete der Raumkasus zu. Das Sanskrit, welches eigentlicher Präpositionen ganz ermangelt, gebraucht doch eine Anzahl von Adverbien im Sinne wirklicher Präpositionen. Merkwürdig ist es auch, dass hier fast ausschliesslich Ortsadverbia präpositional verwandt werden, wie *saha* mit, d. h. neben; *vinā*, bis; *upari*, herauf, über; *antara*, innen; *purā*, vor u. a. m. Aber noch merkwürdiger ist es, dass die Präpositionen so gut wie gar nicht mit dem im Sanskrit erhaltenen, eigentlichen Ortskasus, dem Lokativ verbunden werden, sondern mit anderen Kasus; die meisten werden wie im Griechischen zum Akkusativ und Genetiv (auch Ablativ) gesetzt, und zwar treten sie zu diesen Kasus vorherrschend als präzisierende Ergänzungen (vgl. Whitney, *Ind. Gram.* S. 391 ff.). Die Bezeichnung der häufigsten Ortsbestimmung auf die Frage „wo?“ blieb eben an den Lokativ gebunden; dieser Kasus wies daher die Verbindung mit Präpositionen so viel wie möglich von sich ab; auch in den slavischen Sprachen tritt der Lokativ nur zu wenigen Präpositionen. Zur Bezeichnung anderer Ortsverhältnisse traten Präpositionen mit solchen Kasus ein, die nicht mehr ausschliesslich als Ortskasus im Gebrauch waren. Ein ganz ähnlicher Vorgang zeigt sich auch auf einem ganz anderen Sprachgebiete. Gegenüber den im Althebräischen in der Bedeutung von Präpositionen gebrauchten, noch vielfach als Substantiva kenntlichen Wörtern, ist das Gebiet der wirklichen Präpositionen im Neuhebräischen ganz bedeutend erweitert. Alle diese Thatsachen beweisen, dass mit der Entwicklung der Sprachen das Bestreben Hand in Hand geht, ursprünglich synthetisch ausgedrückte Beziehungen später durch Analyse wiederzugeben.

Was bezeichneten nun die Kasus, welche neben den allmählich eingehenden oder doch sich verringern den Ortskasus als eiserner Bestand den Sprachen verblieben? Es waren dies der Nominativ, Akkusativ, Genetiv und Dativ. Der Vokativ nimmt eine besondere Stelle ein und ist aus der Reihe der eigentlichen Kasus auszuschneiden, da er nichts weiter ist, als ein in Folge des Anrufs der Form nach verkürzter Nominativ. Im Sanskrit trägt er daher den Ton stets auf der ersten Silbe.

Am durchsichtigsten ist von diesen Kasus der Dativ. In diesen Kasus tritt der nominale Begriff, dem die Verbalhandlung sich zuwendet. (Vgl. Brugmann, Grundr. II, p. 514.) Er ist der „Für“-Kasus; er wird gebraucht von dem, was „gegen—zu“ oder „in der Richtung auf“ etwas ist oder gethan wird. (Vgl. Whitney, Ind. Gr. II, 285.) Er ist also auch als ursprünglich reiner Ortskasus anzusehen. Im Griechischen ist noch nachweisbar, dass die in den Grammatiken als Dativ bezeichnete Form aus älteren Dativ-, Lokativ- und Instrumentalformen zusammengewachsen ist. (Vgl. Brugmann, Grdr. II, S. 522.)

Der Akkusativus ist der eigentliche „Zu“-Kasus. Diese Bedeutung der Richtung „auf etwas hin“ erklärt seinen ausserordentlich häufigen Gebrauch in Verbindung mit Verben der Bewegung im Sanskrit. (Vgl. Whitney, Ind. Gr. II, 285 u. 274.) Ich erinnere ferner an Ausdrücke wie „*ῥώσῃ δ' οὐρανὸν ἴκεν ἐλισσομένη περὶ κελύφῃ*“, II. I. 317, „Romam, Athenas proficisci“ u. a. m. Auch bei allen transitiven Verben ist wohl ursprünglich durch den Akkusativ die Richtung auf den Gegenstand bezeichnet worden, auf den sich die durch das Verbum ausgedrückte Thätigkeit erstreckt. Ebenso scheint mir die überaus häufige Verbindung von Präpositionen mit dem Akkusativ auf die Frage: „wohin“ für seine primitive Bedeutung zu zeugen. Im ferneren Verlaufe der Sprachentwicklung hat sich dann die ursprüngliche Bedeutung der Kasus durch mannigfache syntaktische Verwendung oft sehr erweitert und verschoben.

Auch dem Genetiv, der mit dem Adjektivum gleiche Funktion hat, scheint ursprünglich die Beziehung auf den Ort zu Grunde gelegen zu haben. In *domus patris* und *domus patria* bezeichnet sowohl der Genetiv als das Adjektivum das Herkommen von jemand. Daraus erklärt sich das vielfache Zusammenfallen des Genetivs und Ablativs im Griechischen nach Form und Bedeutung. (Vgl. Brugmann, bei Iwan Müller, Handb. d. Kl. Alt. II, p. 205 ff.) Es scheint mir auch nicht ohne Bedeutung zu sein, dass z. B. die romanischen Sprachen den Genetiv vorherrschend durch die Verbindung des Nomens mit der Präp. lat. *de*, die germanischen mit *of*, *af* und *von*, *van* umschreiben.

Auch die zuletzt betrachteten vier Kasus sind in einer jüngeren Periode der Sprachentwicklung der Zahl nach noch zusammengeschmolzen. Der Genetiv und Dativ wurden zunächst in vielen Sprachen aufgegeben und ihre Funktionen durch Adjektiva oder Substantiva mit Präp. ersetzt. Ja selbst der Akkusativ und Nominativ, die nun noch allein übrig blieben, die der Sprache so unentbehrlich zu sein scheinen, und die z. B. noch im Afr. zum grössten Teil der Form nach genau geschieden waren, sind allmählich der Form nach untergegangen.

Der Nominativ und Akkusativ standen sich syntaktisch so gegenüber, dass ersterer ein Ding (Person oder Sache) benamste, das thätig war, oder als thätig gedacht werden sollte, d. h. Gegenstand der Aussage war; der Akkusativ aber bezeichnete das Ding, auf das sich die vom Subjekt ausgehende und im Prädikat bezeichnete Thätigkeit erstreckte, das sie beeinflusste. Der Nominativ ist daher Bezeichnung des Thäters, des Subjektes (Aktiv), der Akkusativ der des Leidenden, des Objektes (Passiv). Daher wird der Akkusativ bei der Umwandlung des Prädikats in das Passiv zum Nominativ.

Wo nun die formelle Scheidung von Subjekt und Objekt in einer Sprache aufhört, da tritt eine festgeregelter Stellung dieser beiden Satztheile zum Prädikat ein. Ohne sie würden diese drei

Satzteile in ihrem Verhältnis zu einander nicht mehr klar bleiben. Während wir im Deutschen infolge der Unterscheidung der Kasus am Nomen oder Artikel noch sagen können: „Den Knaben schlug der Mann“ ja sogar noch: „Die Frau liebte der Held“ kann der Romane und der Engländer nur noch eine Form des Satzes anwenden, nämlich die: Subjekt, Prädikat, Objekt.

Der Akkusativ ist immer Sachobjekt. Nun giebt es aber eine ganze Anzahl von Verben, durch die nicht nur zum Ausdruck gebracht wird, dass die durch sie bezeichnete Thätigkeit von einem Subjekt aus-, und auf ein Sachobjekt übergeht, sondern zugleich, dass die von dem Objekte erlittene Thätigkeit für jemand (zu gunsten jemandes, auf ihn abzielend) geschehe. Es verbindet sich mit solchen Verben neben dem Sachobjekt noch ein Personenobjekt. Ueberall, wo ein Verbum zwei Objekte bei sich hat, ist das eine Sach-, das andere Personenobjekt. Das letztere wird gewöhnlich durch den Dativ ausgedrückt; in den analytischen Sprachen tritt dafür das Nomen in Begleitung einer Präposition ein, welche die Richtung zu jemand hin bezeichnet. Die beiden Objekte, welche in diesem Falle bei ein und demselben Prädikate stehen, drücken ganz verschiedene logische Verhältnisse aus. In vielen Sprachen hat sich auch für sie eine feste Stellung herausgebildet und zwar derart, dass dem Prädikat zunächst das Sach- und dann das Personenobjekt folgt, wenn nicht bestimmte Gründe eine andere Stellung bedingen. Die englische Sprache aber hat den logischen Unterschied der Objekte zu einer Sparsamkeit im formellen Ausdruck derselben benutzt. Weil nämlich in der Verbindung zweier Objekte mit einem Prädikat das eine stets Sach- und das andere Personenobjekt sein muss, so kann die Stellung: Subjekt, Prädikat, Sachobjekt, Personenobjekt auch in die Stellung: Subjekt, Prädikat, Personenobjekt, Sachobjekt verwandelt werden, wenn die nähere Bezeichnung des Personenobjektes durch eine Präposition unterbleibt. Gewöhnlich ergibt sich der richtige Sinn der Aussage ja schon aus dem Inhalte. Wenn ich sage: „My father gives my friend the book“, so ist es schon an und für sich klar, dass „book“ Sachobjekt, „friend“ Personenobjekt sein muss. Anders liegt die Sache etwa in einem Falle wie: „The settler gave the man the negroe.“ Hier könnte unter Umständen sowohl „man“ als „negroe“ Personenobjekt sein; und doch liegt auch hier keine Undeutlichkeit des Ausdrucks vor, denn wenn „negroe“ Personenobjekt wäre, so müsste es durch die Präposition „to“ als solches kenntlich gemacht sein. Als Regel ergibt sich daraus, dass, wenn im Englischen einem Verbum zwei Objekte ohne formelle Unterscheidung folgen, das dem Verbum unmittelbar folgende immer Personenobjekt ist.

Wir haben an diesem letzten Beispiel gesehen, bis zu einem wie grossen Grade der Knappheit eine Sprache bei Vernachlässigung aller Form gelangen kann, ohne dadurch zu irgend einem Missverständnisse Veranlassung zu geben. Die feste Regel für eine bestimmte Wortstellung innerhalb des Satzes wiegt die formelle Einbusse vollständig auf und diese Thatsache ist auch für den Gebrauch der französischen Pronomina von grosser Wichtigkeit.

Wie wir schon früher sahen, kann auch das Objekt durch ein Pronomen ausgedrückt werden und gerade hier wird es gern verwendet, um die umständliche Wiederholung des Substantivums zu vermeiden. Nun kann aber die im Verbum zum Ausdruck gelangende Thätigkeit entweder auf ihren eigenen Thäter oder auf ein anderes beliebiges Ding als Objekt übergehend gedacht werden. Im ersten Falle wird das Subjekt als Objekt seiner eigenen Thätigkeit in vielen Sprachen nicht immer besonders bezeichnet. Als Beispiele hierfür können das Griechische, Englische und Hebräische dienen. In den neueren Sprachen bezeichnet man solche Verba, bei denen infolge ihrer Bedeutung das Subjekt der Thätigkeit immer mit dem Objekte identisch ist, als Reflexiva. Es kann natürlich auch jedes transitive Verbum durch Hinzufügung einer Pronominalform, die das Subjekt zugleich als Objekt seiner eigenen Thätigkeit erscheinen lässt, reflexiv werden. Diese Art des Reflexivgebrauches der Verba haben die romanischen Sprachen aus dem Latein, das eigentliche Verba reflexiva gar nicht unterschied, übernommen. Es liegt bei diesem Verfahren eine Art von

Formverschwendung vor; doch ist dieser Zustand ererbt, denn sämtliche idg. Sprachen haben nur in der dritten Person ein Reflexivpronomen entwickelt. Eine ganz merkwürdige Erscheinung begegnet uns in den slavischen Sprachen, die das aus den Stämmen * seüe, * süe, * se = sanskr. svayam „selbst, eigen“, lat. sui, sibi, se gebildete Reflexivpronomen der dritten Person auf alle Personen ausgedehnt, und sich dadurch ein logisch ebenso richtiges als grammatisch einfaches Mittel geschaffen haben, das Subjekt des Verbums auch als dessen Objekt zu bezeichnen. Vgl. Slovenisch: Jaz se bojím, ich fürchte mich, ti se bojiš, du fürchtest dich, mi se bojimo, wir fürchten uns. Russisch: on kupajátsa, er badet sich; my kupajámsa, wir baden uns. Polnisch: ani ty mnie rozumieysz, ani ja siebie, „weder du verstehst mich, noch verstehe ich mich (selbst).“

Wenn ich sage: „Der Mann schlägt ihn“, so muss das Objekt, welches durch „ihn“ bezeichnet wird, schon vorher bei Namen genannt, also substantivisch ausgedrückt worden sein. Hier ist das Objekt nicht mit dem Subjekt identisch.

Im ersten Kapitel des siebenten Buches von Wilhelm Meisters Lehrjahren heisst es von Wilhelm: „Ein alter Bedienter empfing ihn an der Thüre und berichtete ihm mit vieler Gutmütigkeit, dass er heute wohl schwerlich vor den Herrn kommen werde. . . . Wilhelm ward dringender, und endlich musste der Alte nachgeben und ihn melden. Er kam zurück und führte Wilhelm in einen grossen Saal. Dort ersuchte er ihn, sich zu gedulden. . . .“ Man denke sich hier an Stelle der Pronomina den Namen „Wilhelm“ eingesetzt, — Goethe konnte auch noch den Akkusativ ganz gut durch ein Pronomen ersetzen, — und man wird einsehen, wie schwerfällig und schleppend die Sprache ohne diese Pronominalformen sein würde, die ein schon genanntes Subjekt oder Objekt einfach wieder aufnehmen. Das Schwedische giebt uns ein gutes Beispiel hierfür, denn es hat eine höchst schwerfällige Form, wenigstens in der Schriftsprache, entwickelt. Man höre aus einem schwedischen Handelsbriefe folgenden Satz: „Det är till min stora ledsnad, att jag hör, att H. H. (högäde herre) icke är nöjd med den H. H. sända varan, och kan jag aldrig förstå, att H. H. icke skulle hafva fått prima kvalitet.“ Dreimal in diesen wenigen Worten der hochedle Herr! Auch das Spanische und Portugiesische haben in der Anrede vielfach schwerfällige Ausdrucksweisen ausgebildet. Vgl. span.: que se le ofrece à Vd? Wo aber Sprachen, wie das Französische und Englische, diese weitschweifigen, ceremoniellen Formen der Anrede entweder gar nicht kannten oder doch schon sehr früh aufgaben, da wurden alle Pronominalformen, welche nur an schon genannte Dinge erinnerten, sie nur formell wieder aufnahmen, einer Schwächung ihres Tones ausgesetzt, also auch die Objektformen. Es genügte, die Dinge nur einmal bei ihrem Namen zu nennen, dann aber, so lange von ihnen geredet wurde, gleichsam nur an sie zu erinnern und den Namen erst dann wieder aufzunehmen, wenn die Rückbeziehung auf sie zu Missverständnissen Veranlassung geben konnte. Die Pronomina wurden, sofern kein besonderer Nachdruck auf ihnen ruhte, als blosse Stellvertreter von Substantiven zu reinen Formworten und verloren ihren Eigenton. In diesem Stadium finden wir das Neufranzösische und zum Teil auch andere romanische Sprachen, und zwar ist das Sachobjekt stets, das Personenobjekt vorherrschend tonlos geworden, wenn es in pronominaler Form erscheint. Nur in ihrer Verbindung mit dem affirmativen Imperativ ist eine Ausnahme eingetreten.

Es ist nicht zu leugnen, dass die ererbten lateinischen Formen, wie me, te, se u. a. auch ohne die oben besprochene Veranlassung, da, wo sie nicht besonders betont zu werden brauchten, wegen ihres geringen Lautkörpers dazu neigten, tonlos zu werden. Da nun aber kein Grund zu ihrer Betonung vorlag, wo entweder die Situation oder die Rückbeziehung auf schon Genanntes ihrer Bedeutung in der Rede zu Hülfe kam, so vollzog sich dieser Abschwächungsprozess um so leichter. Wo sie hingegen den Satzton trugen, wo der Sinn der Rede ihre Betonung forderte, da hat sich die französische Sprache vollere, tontragende Formen geschaffen, die als nachdrücklich

gebrauchte Stellvertreter des Nomens gelten müssen und ihm auch in Bezug auf den Ton ganz gleichwertig sind.

Am französischen Nomen sind die Kasusbezeichnungen bis auf den letzten Rest geschwunden. Alle Kasusverhältnisse anderer Sprachen mit Nominalflexion werden durch Verbindungen von Präpositionen mit der einen unveränderlichen Wortform umschrieben, oder in einem Falle, nämlich als Sachobjekte, durch die Stellung zum Prädikat kenntlich gemacht. Wie hätten die Pronomina diesen Wandel nicht mitmachen sollen! In der That unterscheiden sich denn auch die betonten Formen der Pronomina in ihrem Gebrauch in nichts von den Substantiven; auch sie nehmen Präpositionen zu sich und werden in jeder Beziehung wie Substantiva behandelt. Aber so wie in der Konjugation tonlose Pronomina als Subjekte mit den Verbalformen verbunden wurden, nur um im Interesse der Deutlichkeit die formelle Einbusse der Endungen wieder auszugleichen, so sind auch besondere pronominale Objektformen in den Fällen erhalten geblieben, wo auf dem Objekt kein besonderer Nachdruck ruhte. Diese Formen sind selbstverständlich tonlos, was ja auch in der Schrift, sofern sie vokalisch enden, durch Elision des Vokals bezeichnet wird. In dem Gebrauche dieser Formen hat die Sprache die Sparsamkeit auf die Spitze getrieben. Bei den Fürwörtern der ersten und zweiten Person unterscheidet sie formell nicht mehr die beim Substantivum noch scharf geschiedenen Sachobjekte von den Personenobjekten. „Il me pousse“ und „il me dit“ haben formell das gleiche Objekt, als ob wir im Deutschen sagten: „Er stösst mich“ und „er sagt mich“ oder „er stösst mir“ und „er sagt mir“. Dasselbe ist im Plural der Fall, wo sogar die unbetonte Subjektform mit den Objektformen zusammenfällt, und, abgesehen vom Ton, lautlich auch die betonte Form mit diesen unbetonten übereinstimmt. „Nous nous défendons“ ist also gleich: „Wir verteidigen wir.“ Wir haben im Deutschen in den Objektformen des Plurals der Pronomina der ersten und zweiten Person dieselbe Erscheinung; beide heissen „uns“ und „euch“. Das Niederdeutsche hat für diese beiden Pronomina auch im Singular nur eine Objektform: „mi“, „di“, vgl. „Di's wat passirt“ und „sett Di'n beten.“ Hierdurch findet die in Norddeutschland so gewöhnliche Verwechslung von „mir“ und „mich“ ihre Erklärung. Auch in allen übrigen romanischen Sprachen, mit alleiniger Ausnahme des Rumänischen, das diese Formen noch zum Teil scheidet, hat sich derselbe Prozess abgespielt. Das Italienische hat im Plural sogar ursprüngliche Ortsadverbia und zwar für I. ei für II. vi an Stelle der Pronominalformen treten lassen. Eine durchgehende Scheidung der pronominalen Objektformen hat sich bis auf die Neuzeit nur bei der dritten Person erhalten, wo sich in allen romanischen Sprachen auch noch die Unterscheidung des grammatischen Geschlechts findet, im Französischen freilich nur noch bei der Bezeichnung des Sachobjektes im Singular.

Diese tonlosen Formen zur Bezeichnung der pronominalen Objekte sind in solichem Masse zur Herrschaft gelangt, dass sie, wo das pronominale Objekt einmal unter dem Satzton steht, was z. B. bei einem Gegensatz der Fall ist, neben dem betonten Pronomen nicht entbehrt werden können. Ein unter dem Tone stehendes pronominales Objekt wird also durch Hinzufügung der betonten Pronominalform zu der tonlosen hervorgehoben, oder die Sprache muss zu Umschreibungen greifen. Hier nur einige Beispiele: Ital.: A me non mi par di vedere quello che voi dite. Span.: á tí solo te quiere hablar. Portug.: Estima-te a ti. Rumän.: Eu vi am spus voue tóte. dar voi nu mi ati spus mie nimie. Im Napoletanischen Dialekt ist diese Art der Verstärkung des Objektes so gewöhnlich geworden, dass sie oft sogar da eintritt, wo der Sinn es gar nicht zu verlangen scheint, vgl. Dimme na cosa: T'hanno visto a tte? — Siente, ntienneme a mme. Im Französischen findet sich diese Verstärkung ebenfalls: Cela m'est égal à moi. — Il me verra moi et mon domestique. (vgl. Mätzner, Franz. Gr. S. 392).

Aus der bisherigen Darstellung wird, so meine ich, zur Genüge klar geworden sein, dass sich die französischen Pronomina unter dem Einflusse des Satztones ganz verschieden entwickelt haben,

nämlich als tonlose und betonte. Aber nur in ihrer Stellung als Subjekte und Objekte des Satzes kommen diese beiden Arten von Formen neben einander vor. In jeder anderen Verwendung innerhalb der Rede werden nur die betonten Formen gebraucht und genau wie Substantiva behandelt. Es ist dieser durchgreifende Unterschied der beiden Formenreihen bisher nur an den persönlichen Fürwörtern dargelegt worden; er erstreckt sich aber auch durchgehend auf alle anderen Arten der Pronomina. Fast alle formellen Eigentümlichkeiten ihres Gebrauches erklären sich einzig und allein, und zwar ungezwungen, aus ihrer Abhängigkeit von Betonung oder Tonlosigkeit. Von Pronoms conjoints und absolus sollte man daher gar nicht reden, denn diese Einteilung ist eine ganz äusserliche, höchst unzutreffende und führt zu vielen Widersprüchen. Ich werde im Nachfolgenden Gelegenheit nehmen, einzelne Kapitel aus der Lehre vom Pronomen auf Grund der Tongesetze zu besprechen.

II.

Die neufranzösischen Pronomina in ihrer Abhängigkeit von Tonverhältnissen.

a. Die tonlosen Pronomina personalia als Objekte.

Ich gebe zunächst eine Uebersicht über die Formen der neufranzösischen Personalpronomina.

Betont.	Tonlos.	
	Subj.	Obj.
I. u. II. Person.		
Singular: 1. moi.	je	me.
2. toi.	tu	te.
Plural: 1. nous.	nous	nous.
2. vous.	vous	vous.
III. Person.		
		näh. entf.
Singular: 3. m. lui.	il	le } lui.
f. elle.	elle	la }
Plural: 3. m. eux.	ils }	les } leur.
f. elles.	elles }	}
		} auch betont. (Doppeltonige Formen.)

Jede Sprache setzt sich naturgemäss aus zwei Elementen zusammen, nämlich aus solchen, welche ihr den Inhalt, und solchen, die ihr die Form geben. In synthetischen Sprachen sind die Formelemente fast durchweg mit den Inhalts- oder Begriffselementen zusammengewachsen; in den analytischen hingegen bilden sie grösstenteils eigene, selbständige Wörter. Diese beiden Wortarten scheinen vielleicht auf den ersten Blick gleich wichtig und doch sind sie es genauer betrachtet nicht.

Sprache ist entstanden aus dem Drange nach Mitteilung. Das Mitteilenswerte liegt aber nicht in der Form, sondern in der Bedeutung der Wörter. Selbst eine geringe Kenntnis einer fremden Sprache und eine ganz formlose Anwendung derselben kann dem notwendigsten Zwecke der Mitteilung und Verständigung, also dem Bedürfnisse genügen. Formvollendete Sprache ist das Resultat eines künstlerischen Triebes. Aber niemals kann die Eleganz der Rede deren Inhalt auf-

wiegen; dieser ist das Notwendige, jene das Zufällige. Der Inhalt giebt der Sprache Bedeutung, die Form verleiht ihr Schönheit. Diejenigen Wörter nun, welche als die Träger des Gedankens angesehen werden müssen, werden mit grösserer Energie der Stimme hervorgebracht als die blossen Formwörter; sie werden betont. Wenn nun auch in einem Satze jedem beliebigen Worte, je nach der Absicht des Redenden, eine grössere Bedeutung und Wichtigkeit als allen übrigen beigelegt werden kann, so sind doch gewisse Wörter vorhanden, denen als bestimmten Gliedern des Satzes diese hervorragende Bedeutung und Betonung a priori und von Rechts wegen zukommt. Es sind dies die Hauptsatzteile. Zunächst vor allen andern das Prädikat. Nicht so ohne weiteres auch das Subjekt. In Sprachen mit ausgeprägter Flexion ruht dasselbe gewöhnlich schon in der Endung des Verbs und es kann deshalb keine besondere Betonung für sich haben. Aus demselben Grunde muss auch, wie wir im ersten Abschnitt sahen, das pronominale Subjekt, sofern es im Neufranzösischen nur die abgestorbene Flexionsendung des Verbs vertritt, und kein Nachdruck des Sinnes auf ihm ruht, tonlos sein. Aber in der dritten Person tritt gewöhnlich ein substantivisches Subjekt gleich wichtig neben das Prädikat und wird ebenfalls durch den kräftigeren Ton der Stimme hervorgehoben. Ausser dem Prädikate und Subjekte können auch das Objekt und die attributiven und adverbialen Bestimmungen, je nach ihrer Wichtigkeit für den Inhalt der Rede, unter dem Tone stehen. Aus rhetorischen Gründen kann der Ton selbst auf blosser Formworte gelegt werden, doch ist dieser Fall von der vorliegenden Betrachtung ausgeschlossen. Als betonte Wörter dürfen nach dem Obigen im Französischen diejenigen gelten, welche zum Ausdruck der oben genannten Satztheile dienen; nämlich: Verbum, Substantivum (Pronomen), Adjektivum, Adverbium; als tonlose dagegen: Hilfsverbum, Präposition, Konjunktion. (Pronomen; — Artikel.) Die Interjektionen lassen wir als ausser dem Zusammenhange des Satzgefüges stehend fort. Innerhalb dieser beiden Wortklassen machen sich nun wieder verschiedene Tonabstufungen geltend. Sie hängen sowohl von der jedesmaligen Bedeutung der betreffenden Wörter für den Sinn des Satzes, als auch von ihrer geringeren oder grösseren Lautfülle ab; auch können ursprünglich betonte Wörter in gewissen Verbindungen ihren Ton verlieren oder als Satztheile durch tonlose Wörter ersetzt werden. Der letzterwähnte Fall tritt häufig ein, wenn das Objekt durch Formen der Personalpronomina vertreten wird.

Bei dem Uebergange lateinischer Wörter in das Französische wurden die nachtonischen Laute bzw. Silben bekanntlich abgeworfen, so dass im Neufranzösischen jedes Wort auf eine Tonsilbe endet. Wenngleich nun der Satzton in zusammenhängender Rede den Eigenton vieler Wörter aufhebt, so muss er doch immer mit dem Eigentone eines Wortes zusammenfallen. Der Satzton aber ruht, abgesehen von manchen Fragesätzen (Ergänzungsfragen), in denen das, wonach gefragt wird, im Anfange des Satzes unter dem Tone steht, stets auf dem Ende gewisser Satzabschnitte, in die sich der Satz inhaltlich gliedert. Unter den Satzaccenten ragt derjenige wieder an Stärke über alle anderen hervor, welcher auf dem, dem Sinne nach wichtigsten Satztheile ruht. Ebenso wenig, wie nun die französische Sprache im Worte tonlose Silben hinter der Tonsilbe liebt, hat sie die Neigung, tonlose Worte, die in unmittelbarem, logischem Zusammenhange mit dem vom Satzton betroffenen Worte stehen, diesem folgen zu lassen. Nun sind aber die Objekte als nähere Ergänzungen des Verbs mit diesem dem Inhalte nach aufs engste verknüpft. Werden dieselben demnach, weil schon bekannt, durch tonlose Pronomina nur wieder aufgenommen, so muss die für substantivische Objekte geltende Stellung eine Aenderung erfahren. In einem Satze wie:

J'écrirai | la lettre

können zwei Satzaccente vorhanden sein, auf dem Verbum und auf dem Substantivum. Auf die letzte Silbe von „écri-“ fällt der stärkere Ton von beiden, wenn das Schreiben im Gegensatze zu einer anderen Handlung zu denken ist, deren Objekt „la lettre“ wäre; auf „-ra“ muss er fallen, wenn dies Wort im Gegensatze zu einem andern, etwa „livre“ stände. Im letzteren Falle

würde man das substantivische Objekt nicht gut entbehren können, wohl aber im ersteren. Wenn nämlich verschiedene Thätigkeiten, die sich auf ein und dasselbe Objekt erstrecken, in Gegensatz zu einander gebracht werden, so muss das Objekt als unzweideutig bekannt vorausgesetzt werden; daher genügt in diesem Falle eine Wiederaufnahme durch ein tonloses Pronomen. Wir würden also als neue Form des Satzes zunächst erhalten:

J'écrirai la.

Diese Stellung war bis zum 13. Jh. im nicht negierten Satze üblich, widerspricht aber jetzt dem oben dargelegten Grundsätze. Das Neufranzösische schweisst daher dem Verbum die ihrem Inhalte nach schon bekannte Bestimmung proklitisch an und gelangt zu der Satzform:

Je l'écrirai.

Aus dem Satze: „Je donnerai | l'argent | à mon frère“ erhalten wir nach demselben Verfahren mit Einsetzung pronominaler Objektformen die Fassung: „Je le lui donnerai.“ Wenn wir in dem Satze: „Il donnera | la lettre | à moi“ für „à moi“, das hier das noch nicht bekannte Personenobjekt bezeichnet, die tonlose Form einsetzen, und es damit als schon bekannt voraussetzen, so erscheint derselbe in der Form: „Il la me donnera.“ Diese Stellung, die im Afr. herrschend war, ist im Nfr. verpönt. Der Satz muss lauten: „Il me la donnera.“ Während oben die beiden Objekte in der regelrechten Folge, nur vor dem Verbum standen, hat hier ausserdem noch eine Umstellung derselben stattgefunden. Wodurch ist dieselbe veranlasst? Wie ist sie zu erklären?

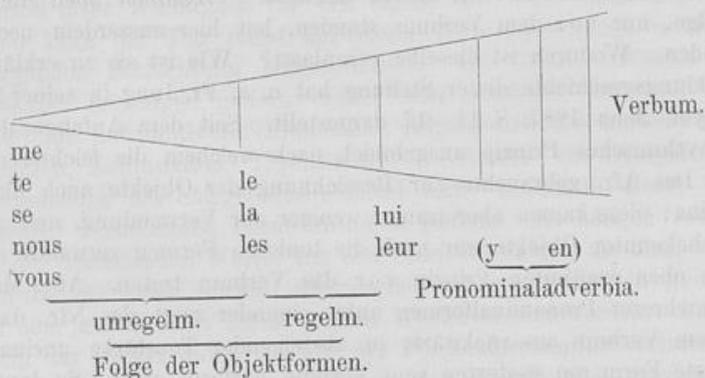
Die Entwicklungsgeschichte dieser Stellung hat u. a. Fr. Jung in seiner Schrift: *Syntax des Pronomens bei Amyot*. Jena 1887, S. 11—17 dargestellt. Seit dem Anfange des 15. Jh. hat das Französische ein rhythmisches Prinzip ausgebildet, nach welchem die leichteren Satztheile vor die schwereren treten. Das Afr. gebrauchte zur Bezeichnung der Objekte auch die volleren Formen der Personalpronomina; diese kamen aber immer weniger zur Verwendung, und als nun endlich als Stellvertreter schon bekannter Objekte nur noch die tonlosen Formen verwandt wurden, da mussten dieselben nach dem oben erwähnten Prinzip vor das Verbum treten. Aber das ist nicht genug. In der Anordnung mehrerer Pronominalformen unter einander zeigt das Nfr. das entschiedene Bestreben, dieselben vom Verbum aus rückwärts in absteigender Tonstärke aneinander zu reihen, so dass die tonschwächste Form am weitesten vom Verbum entfernt wird. So lange die gegenseitige Tonabstufung dieser Pronominalformen der bei substantivischen Objekten zur Regel gewordenen Aufeinanderfolge parallel geht, bleibt die letztere auch vor dem Verbum bewahrt. Umstellung aber tritt ein, wenn dies nicht mehr der Fall ist. Unter den tonlosen Objektformen ragen „lui“ und „leur“ durch die relativ grösste Tonfülle hervor; sie bleiben also dem Verbum am nächsten. Wenn „lui“ und „leur“ als tonlose Formen bezeichnet werden, so geschieht dies mit Rücksicht auf ihren jetzigen Gebrauch. Ihrem eigentlichen Lautwerte nach sind sie es ursprünglich nicht, wie denn ja „lui“ auch noch heute als betonte Form im Gebrauch ist. Sie verlieren aber ihren Eigenton in der Stellung vor dem Verb nach demselben Grundsätze, nach welchem das dem Substantivum vorausgehende Adjektivum seinen Ton aufgibt, wenn es als nur schilderndes, selbstverständliches Merkmal des Substantivums aufzufassen ist. (Vgl. Lücking, *fr. Gr.* § 202 und Lubarsch, *Franz. Verslehre*, S. 40.)

Etwas schwächer als „lui“ und „leur“ sind „la“ und „les“. Noch schwächer als alle diese Formen sind die, welche auf *o*, den tonlosesten aller französischen Vokale, ausgehen, also *me*, *te*, *se*; diese entfernten sich daher am weitesten vom Verbum. Wir erhalten also die Reihenfolge: *me*, *te*, *se*; — *la* *les*; — *lui*, *leur*. — Verbum. Der Folge *me les* (*la*), *te les* (*la*), *se les* (*la*) ist *me le*, *te le* u. s. w. nachgebildet worden, weil „le“ als Bezeichnung des näheren Objektes mit „la, les“ zusammengestellt wurde. An und für sich ist „le“ seinem Lautwerte nach nicht stärker als „me, te, se“. Hinzuweisen ist hier aber darauf, dass sich „le“ ebenso wie „la, les“ in betonter Stelle beim affirmativen

Imperativ gehalten hat, wo es auch nicht apostrophiert werden darf. (Vgl. Lubarsch, fr. Verslehre, S. 38, A. 3.) Nach der Anordnung dieser Objektformen hat sich dann auch die Umstellung der noch bis zum Anfange des 17. Jh. vorkommenden Verbindungen *le nous, les vous, la nous* u. s. w. in *nous le, vous le* u. s. w. vollzogen, wodurch die schwachtonigen Objektformen „*nous, vous*“ von den betonten scharf geschieden wurden. Das schwachtonige „*u*“ in den Objektformen „*nous, vous*“ ist dem „*u*“ in „*mourons, pouvons, voulons*“ gleichzustellen, neben denen „*meurs, peux, veux*“ mit Vokalverstärkung stehen, weil das tonlose „*u*“ dieser Verba den Ton nicht tragen kann. In den betonten Formen lässt sich das „*u*“ mit dem „*u*“ in „*cours*“ neben „*courons*“ vergleichen.

Wie eng diese pronominalen Objektformen nach Inhalt und Ton zum Verbum gehören, zeigt sich auch bei der Negierung desselben. Die Negation schliesst das Verbum samt seinen Objekten ein, und duldet nur in der Frage, wo übrigens das Pronomen-Subjekt unmittelbar zur Verbalform gehört, die Einschubung eines *done* vor dem Fällworte.

Das allmähliche Anschwellen des Tones zum Verbum hin lässt sich bildlich darstellen durch einen Winkel, bei dem die wachsende Entfernung beider Schenkel von einander die zunehmende Tonstärke versinnbildlicht.



Mit den oben angeführten Fällen sind nicht alle Kombinationen der Objektformen erschöpft. Es handelte sich bisher nur um Verbindungen der Formen des entfernteren Objektes der drei Personen mit solchen des näheren Objektes in der dritten. Es fehlen also die Fälle, in denen die beiden Objekte der ersten und zweiten Person angehören, bzw. solche, in denen ein entfernteres Objekt der dritten mit einem näheren der ersten beiden kombiniert wird. Es sind also noch Beispiele zu berücksichtigen wie:

1. Ich stelle mich dir vor.
2. Du stellst dich mir vor.
3. Er stellt mich (dich) ihm u. s. w. vor.

In den ersten beiden Fällen würden die Sätze lauten:

1. Je te me présente,
2. Tu me te présentes.

Die Formen „*te*“ und „*me*“ sind lautlich gleichwertig; eine stufenweise Verstärkung des Tones nach dem Verbum hin findet nicht statt. Freilich hätte eine durchgreifend gleiche Anordnung der Objektformen vor dem Verbum auch über diese Schwierigkeiten hinweghelfen, und die formell gleichen Objekte unterscheiden lassen können. Wie wir sahen, wechselt aber die Stellung der Objekte vor dem Zeitwort. In den Fällen, wo zwei Objektformen zusammentreffen würden, von denen jede einzelne formell sowohl näheres als auch entfernteres Objekt sein kann, hat sich daher

das Neufranzösische dazu entschieden, nur das nähere Objekt (Sachobjekt) in tonloser Form vor das Verbum zu stellen, das entferntere (Personenobjekt) aber demselben in betonter Form folgen zu lassen. Wir erhalten dann für die obigen Beispiele die Formen:

1. Je me présente à toi.

2. Tu te présentes à moi.

Der dritte jener oben erwähnten Sätze würde die Form haben:

Il me lui présente.

Diese Folge war sehr gut denkbar, und würde dem Gesetze der Tonsteigerung nicht widersprechen. Ausgebildet ist sie aber nicht. Auch dieser Satz muss nfr. heissen:

Il me présente à lui.

Wahrscheinlich hat die Verbindung „me le (la, les)“ in der „me“ entfernteres Objekt ist, die Zusammenstellung „me lui“, in der es näheres Objekt sein würde, verhindert. Die Volkssprache kümmert sich weniger um diese Regeln. Ich entnehme Siede S. 15 die Beispiele: Je vous m'étais figuré moins jeune. — Qu'est-ce qu'elle te lui a fait? wo „te“ ethischer Dativ ist.

„Wenn wir“, sagt Benfey (Gött. Nachr. 1878, S. 171), „unsern Blick auf die Wörter werfen, welche in den verschiedenen Sprachen tonlos werden, oder ihren Ton behalten, dann erkennt man, dass es äusserst schwierig ist, sichere Gründe für diese Erscheinung in jedem einzelnen Falle anzugeben, dass man sich begnügen muss, anzunehmen, dass in der einen dieses, in der andern jenes bald durch seine Bedeutung allein, bald durch Verbindung desselben mit einem nicht sehr ins Gewicht fallenden Lautkörper nach und nach seinen ursprünglichen Ton verlor.“

Ein Moment scheint mir in dieser Bemerkung nicht berücksichtigt. Ebenso gut wie ursprünglich betonte Worte durch Verbindung mit tonlosen selbst tonlos wurden, können sie auch durch enge syntaktische Zusammengehörigkeit mit betonten ihren Ton einbüßen, dadurch, dass sie sich diesen als blosse Bestimmungen unterordnen. Die älteren Sprachstufen der indogermanischen Völkerfamilie haben wohl das Gesetz entwickelt, dass dem Sinne nach bedeutungslosere Satztheile sich den wichtigeren und daher betonten zugesellen, — wodurch sie aber tonlos werden (vgl. A. Bergaigne, *Mém. d. l. soc. d. ling. d. Paris*. III, p. 176 ff.) —; die Objektformen der Personalpronomina sind aber keineswegs immer dem Verbum angeschlossen. Im Altindischen, dessen Wortfolge B. Delbrück (die ai. Wortf. aus dem Çatapathabrâmana. Halle 1878) eingehend untersucht hat, treten diese tonlosen Objektformen zu dem dem Sinne nach wichtigsten Worte des Satzes, das nach einem fest ausgebildeten Stellungsgesetze im Anfang desselben steht und stark betont wird. Dadurch wird das Pronomen häufig vom Verbum getrennt, vgl. „idâm vai mâ sômad antâr yantiti, so mich vom Soma sie ausschliessen.“ Läge auf dem „mich“ ein stärkerer Ton, hervorgerufen etwa durch einen Gegensatz, so müsste die betonte Form „mâm“ vor dem Verbum stehen, denn das nähere Objekt steht als Substantivum im regelrechten Hauptsatze an dieser Stelle. Im Latein schliesst sich das Pronomen auch nicht immer an das Verbum an, obwohl es als Objekt, wenn kein besonderer Nachdruck auf ihm ruht, häufig genug dort steht. G. Kaempfer (*de pron. pers. usu et collocatione apud poetas scaenicos Romanorum*. Berlin 1885) und Mahler (*de pron. pers. apud Plautum colloc.* Giessen 1876) haben wohl die Stellung der Pronomina unter sich einer Untersuchung unterzogen, nicht aber ihre Stellung zum Verbum. Die von ihnen angeführten Stellen enthalten aber eine grosse Anzahl von Beispielen für die Stellung der pronominalen Objekte unmittelbar vor dem Verbum. Ich greife aufs Geratewohl einige heraus. Plaut. *Cist.* IV. 2. 78. *sociam te mihi adopto ad meam salutem*. Stich. 744. *Nisi me vobis exornarem*. Oft geht auch das eine Objekt dem Verbum voraus, während das andere folgt. Mil. glor. 497. *Tunc te expurges mihi?* 567. *egomet me dedam tibi*. Die Beispiele häufen sich, wenn man die Pronomina in Verbindung mit

Präpos. hinzuzieht; indess eine bestimmte Regel lässt sich daraus nicht ableiten. Vielleicht würde eine genauere Untersuchung der zwangsloseren Prosa, z. B. der Briefe Ciceros, bestimmte Resultate zu Tage fördern.

Im Afr. ist die Stellung der Pronomina auch noch insofern frei, als beide Objektformen der Pron. pers. dem Verbum sowohl folgen, als ihm vorangehen können; nur gilt als feste Regel, dass jederzeit das nähere Objekt vor dem entfernteren stehe. Zum Gesetze aber ist es im Afr. schon geworden, diese Pronominalformen immer mit dem Verbum eng zu verbinden.

Die übrigen romanischen Sprachen haben die pronominalen Objekte ebenfalls stets unmittelbar zum Verbum gestellt, wenn auch nicht immer, wie das Neufr. vor dasselbe. Eine Neigung, dieselben mit dem Verbum unmittelbar zu verbinden, scheint also schon im Volkslatein vorhanden gewesen zu sein. Die Stellung der Pronomina vor oder nach dem Verbum wird dagegen auf die in jeder romanischen Sprache ihre eigenen Wege gehenden Betonungsverhältnisse der Worte und Satztheile zurückzuführen sein. Dabei sind allerdings noch manche anderen Facta zu beachten. Eine interessante, wenn auch sehr knappe Darstellung der Einflüsse, welche die Stellung der Objektformen bedingen können, hat für das Portugiesische A. Coelho in der *Revista Lusitana* I. p. 177, 178 gegeben; es sind hier Gesichtspunkte aufgestellt, die mir vielfach auch in den übrigen romanischen Sprachen für die Stellung dieser Formen massgebend erscheinen.

Eine merkwürdige Erscheinung, die hier nicht unerwähnt bleiben soll, bietet das Neugriechische. Trotzdem das Altgriechische in der Stellung der Pronomina ebenso frei verfuhr, wie das Latein, und trotzdem das Neugriechische in Bezug auf den Wortschatz und die Flexionen der klassischen Sprache viel treuer geblieben ist, als irgend eine der romanischen Sprachen dem Latein, ist es doch für die Objektformen der Pronomina personalia fast zu denselben Stellungsgesetzen gelangt wie das Französische, vgl. „*Τί ἔχεις; σοῦ πα καὶ σὺ μὲ ἀποκρίθης. — Δὲν τὴν εἶδα ἀκόμη. — Καλὰ ποῦ μὲν τῶμαθες. — Καὶ θά σέ το ἀποδείξω τετραγωνικῶς. — Ναί, Πασχάλη μὲν, σέ το ἐπόσχομαι.*“ Das entferntere Objekt steht dabei immer vor dem näheren; vgl. *τούς το ἔδωκα.*

Ich will hier nur daran erinnern, dass die semitischen, einige nordasiatische, afrikanische und die meisten amerikanischen Sprachen die pronominalen Objekte dem Verbum inkorporieren oder suffixieren und dadurch formell die enge Zusammengehörigkeit dieser Satzglieder zum Ausdruck bringen.

Bevor ich mich einem andern Gegenstande zuwende, will ich die Resultate der bisherigen Erörterungen noch einmal zusammenfassen und einige Folgerungen daraus ziehen.

Pronominalformen werden im Französischen — wie in allen höher entwickelten Sprachen — zur Bezeichnung und Wiederaufnahme der Objekte verwandt, wenn dieselben aus der Situation der Anschauung oder aus dem Zusammenhange der Rede bekannt sind. Dem Sinne nach sind sie dann Worte, auf denen das geringste Tongewicht ruht. Bei den persönlichen Fürwörtern ist dieses geringe Gewicht auch in den Formen zum Ausdruck gelangt und zwar durch eine Formenschwächung, die in manchen Fällen, wie *l' = le, la; m', t', s' = me, te, se* fast an ein gänzlich Aufgeben herankommt. Diese Pronominalformen bezeichnen demnach die tonlosesten Stellen des Satzes. Im Französischen liegt mithin die am wenigsten betonte Stelle des Satzes unmittelbar vor dem Verbum finitum. Bei den umschriebenen Formen umfasst sie das Hilfsverbum mit. Nur ausnahmsweise und scheinbar rückt sie von dort vor einen vom Verbum finitum abhängigen Infinitiv, wie z. B. in „*il veut me le persuader.*“ In der That liegt hier das eigentliche Prädikat im Infinitiv, denn dieser enthält die eigentliche Aussage. Zu derselben tritt das „*veut*“ nur als Andeutung einer subjektiven Auffassung des vom Redenden in gewisser Weise modifiziert gedachten Thätigkeitsbegriffes hinzu. Auch in der Verbindung von „*faire, laisser, entendre, voir, sentir*“ mit einem folgenden Infinitiv, in welcher die pronominalen Objekte bekanntlich vor obigen Verben stehen, sind die Infinitive als die eigentlichen Prädikate anzusehen. Jene Verba aber sind

hier zu blossen Hilfsverben herabgesunken; ihre Verbindung mit dem Infinitiv wird in anderen Sprachen vielfach durch eigene Verba ausgedrückt, z. B. die faktitiven; vgl. fr. *tomber*, — *faire tomber* mit d. fallen, — fällen. Hier gehört also das Verbum finitum mit dem Infinitiv auf das engste zusammen; es bildet mit ihm gleichsam ein Wort und duldet keine Einschlebung von Pronominalformen.

In dem dargestellten Vorgange offenbart sich ein feines rhythmisches Gesetz der neufranzösischen Sprache. Vor dem wirklichen Prädikate des Satzes sammelt die Stimme während des dort eintretenden Sinken des Tones alle Kraft, um den nun folgenden, dem Sinne nach hochwichtigen Satzteil mit desto grösserem Nachdruck hervorbringen zu können. Dies Gesetz gilt im Französischen für alle Arten von Sätzen.

Es ist immer lehrreich, sich derartige Vorgänge in der eigenen Muttersprache zu verdeutlichen; deshalb will ich es nicht unterlassen, auch auf das Deutsche einen Blick zu werfen. *)

Im Deutschen ist die Stellung der Pronominalobjekte im Haupt- und Nebensatze ganz verschieden. Im Hauptsatze stehen die Pronominalobjekte vor dem Verbum nur, wenn sie stark betont sind, z. B. „Sie erkenne ich nicht mehr.“ „Ihn habe ich nicht erkannt.“ Dies geschieht nach dem allgemein gültigen Gesetze, nach dem im deutschen Hauptsatze das Verbum stets an zweiter Stelle steht, vor ihm aber das logische Subjekt, d. h. der Satzteil, welcher dem Zusammenhange nach der wichtigste ist. Sonst treten die Pronominalobjekte im deutschen Hauptsatze stets hinter das Verbum finitum, und zwar ist das letztere in den einfachen Zeiten in diesem Falle betont, z. B. Er giebt es ihm. In den umschriebenen Zeiten, oder wenn das Verbum mit einer trennbaren Partikel zusammengesetzt ist, stehen die pronominalen Objektformen zwar auch unmittelbar hinter dem Verbum finitum, dasselbe verliert aber seinen Ton und giebt denselben nach dem Gesetze der Umschliessung an die vom Verbum getrennte Partikel, das Partizip oder den Infinitiv ab, die nun am Ende des Satzes stehen; z. B.: „Er ruft es ihm zu.“ „Wir haben es ihm schon gesagt.“ „Er will es mir noch nicht glauben.“ Die tonlose Stelle des Hauptsatzes liegt also im Deutschen immer hinter dem Verbum finitum, mag dieses betont oder unbetont sein. Wir erhalten also für den deutschen Hauptsatz (Aussagesatz) folgende zwei Formeln mit Rücksicht auf die Stellung der pronominalen Objekte:

I. Log. Subj. — Personalform. — Pron. Obj.

II. Log. Subj. — Personalform. — Pron. Obj. — Komplement der Personalform.

Die jedesmal betonten Satztheile sind durch den Druck hervorgehoben. Wenn logisches und grammatisches Subjekt nicht zusammenfallen, so steht das grammatische Subjekt als Substantivum vorherrschend, als Pronomen personale immer unmittelbar hinter der Personalform, vgl.: „Am nächsten Tage gab mein Bruder (er) es ihm wieder.“

Im deutschen Nebensatze, der nach der einleitenden Konjunktion stets mit dem grammatischen Subjekte beginnt und mit dem Verbum schliesst, stehen die pronominalen Objektformen ebenfalls

*) Im Anschluss hieran mache ich auf einige Arbeiten aufmerksam, die jedem, der sich mit diesen Fragen eingehender beschäftigen will, unentbehrlich sind. Ich nenne die folgenden: Henri Weil: *de l'ordre des mots dans les langues anciennes, comparées aux langues modernes*. 2. éd. Paris 1869. Abel Bergaigne: *Essai sur la constr. grammaticale considérée ect.* in *Mém. d. l. soc. d. lingu. de Paris*. Tome III. Paris 1878. G. v. d. Gabelentz: *Studien zu einer vergleichenden Syntax. Wort- und Satzstellung*, in d. *Zeitschrift f. Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft*. Bd. VI und VIII. E. Nordmeyer: *Die grammatischen Gesetze der deutschen Wortstellung*. Progr. der Guericke-Schule in Magdeburg 1883. Namentlich die letzte Arbeit ist allen Lehrern des Deutschen aufs wärmste zu empfehlen. Statt allgemeiner Phrasen über Geschmack in Bezug auf Satzbau und Stil giebt sie die festen Grundlagen, auf denen das Gefüge unserer Sprache beruht.

an tonloser Stelle; diese liegt hier aber unmittelbar hinter dem Subjekte, das seinerseits auch tonlos ist. Der Nebensatz kann dabei zweifach verschieden betont werden. Wenn er dem Hauptsatze vorangeht, so enthält er das logische Subjekt desselben, und ein starker Satzton ruht deshalb auf dem ihn schliessenden Verbum: „Obgleich er es mir versichert hat, glaube ich *es* ihm nicht.“ Wenn dagegen der Hauptsatz vorangeht, so ruht der Hauptnachdruck auf der Konjunktion: „Ich glaube es ihm nicht, obgleich er es mir versichert hat.“ Die Formeln für den Nebensatz sind also: voranstehend:

Konj. — Gramm. Subj. — Pron. Obj. — Verbum.

oder nachstehend:

Konj. — Gramm. Subj. — Pron. Obj. — Verbum.

Wenn nun auch, wie wir gesehen haben, die tonlosen pronominalen Objekte im Deutschen ebenso wie im Französischen an bestimmte Stellen des Satzes gebunden sind, so macht sich doch, abgesehen von der ganz verschiedenen Stellung dieser Satztheile in beiden Sprachen, noch ein viel wichtigerer Unterschied bemerkbar. Im Französischen können tonlose Pronominalobjekte nur unmittelbar vor dem Verbum stehen, und pronominalen Objekte in dieser Stellung müssen immer tonlos sein. Im Deutschen sind sie zwar an eine ebenso feste Stellung gebunden, können hier aber auch betont gebraucht werden; ja im Nebensatze ist für diesen Fall gar keine Umstellung möglich. Während der Hauptsatz lauten kann: „Ihm habe ich es gesagt“ und auch: „Ich habe es ihm gesagt“, kann der Nebensatz, — mag das „ihm“ betont sein oder nicht, — nur heissen: „Wenn ich es ihm gesagt hätte.“ Ausgenommen ist nur das Pronomen „es“, das nie in der Tonstelle und auch nach Präpositionen nicht gebraucht werden darf, sondern durch „dies, dieses, dasselbe“ ersetzt werden muss. Inkorrekt ist also ein Satz, wie: „Kurz, es vergingen nicht zwei Jahre für es (Frankreich), ohne kriegerische Ereignisse. Voss. Zeitung 21. 2. 91. Das Deutsche besitzt also hinsichtlich des Satztones eine viel grössere Abwechslung und Beweglichkeit als die französische Sprache.

b. Weitere Fälle des Gebrauches tonloser Pronominalformen.

In den beiden vorhergehenden Abschnitten habe ich absichtlich nur die neufranzösischen Personalpronomina, und diese wieder nur als Subjekte und Objekte in Betracht gezogen, weil sich an ihrer Stellung die Wirksamkeit bestimmter Tongesetze am einfachsten und klarsten nachweisen lässt. Die dort massgebenden Gesichtspunkte treten aber noch in manchen anderen Fällen klar zu Tage und diese sollen jetzt besprochen werden.

Auch als Prädikatsnomina finden Pronomina Verwendung. Sofern sie in diesem Gebrauche nur schon Bekanntes ohne besonderen Nachdruck wieder aufnehmen, werden sie in tonloser Form erscheinen, und den für tonlose Fürwörter geltenden Stellungsgesetzen unterworfen sein müssen, d. h. vor das Verbum geschoben werden. Prädikatsnomina kommen im Französischen, wie in allen Sprachen, nur in Verbindung mit den Verben des absoluten oder des modifiziert gedachten Seins vor: werden = anfangen zu sein; bleiben = fortdauernd sein; scheinen = das Ansehen des Seins haben. Im Latein kongruieren sie mit dem Subjekte in Genus und Numerus. Wir haben demnach auch im Französischen Kongruenz des das Prädikatsnomen vertretenden Pronomens mit dem eigentlichen Prädikatsnomen, und durch dasselbe mit dem Subjekte zu erwarten, und sie tritt bis gegen das Ende des 17. Jh. stets, und vereinzelt auch noch darüber hinaus ein. Vaugelas stellte zuerst die Regel auf, dass ein nicht determiniertes oder qualifiziertes Prädikatsnomen durch das neutrale „le“ aufzunehmen sei; dass dagegen bei näher bestimmtem (eingeschränktem) Prädikats-

nomen die Kongruenz der stellvertretenden Pronominalform mit ihrem Beziehungsworte gewahrt werden müsse. Er sagt (Rem. s. l. l. fr. Amsterdam chez Jean de Ravenstein 1665, S. 17) über „la“ für „le“: „C'est une faute que font presque toutes les femmes et de Paris, et de la Cour.“ Seine Erklärung im Anschlusse an das Beispiel: „Quand je suis malade (une femme parle), j'ayme à voir compagnie“ — „Et moy quand je la suis, je suis bienaise de ne voir personne“ lautet folgendermassen: „La“ ist falsch; es müss „le“ heissen; „ce „le“ qu'il faut dire, ne se rapporte pas à la personne; car en ce cas là il est certain qu'une femme aurait raison de parler ainsi, mais il se rapporte à la chose; et pour le faire mieux entendre, c'est que ce „le“ vaut autant à dire que „cela“, lequel „cela“ n'est autre chose que ce dont il s'agit, qui est, malade en l'exemple que j'ay proposé.“ Er schliesst endlich mit den Worten: „Neant moins puis que toutes les femmes, au lieux où l'on parle bien, disent „la“, et non pas „le“ peut-estre que l'usage l'emportera sur la raison, et ce ne sera plus une faute.“ Der Gebrauch, welcher, wie wir aus dieser Bemerkung sehen, damals noch schwankte, hat sich für die scharfe Trennung des „le“ von „la“ entschieden. Aber noch Voltaire rügt in einem Briefe an Mme. du Deffant vom 3. März 1775 (vgl. Littré, Dict. s. v. „le“ 7^o 5^o) die Vermengung beider Formen. Er sagt: „Êtes-vous chrétienne? — Je le suis; êtes-vous la juive qui fut menée hier à l'inquisition? — Je la suis. La raison en est évidente: êtes-vous chrétienne? — je suis cela; êtes-vous la juive d'hier ect.? je suis elle“ und ferner: Quand on vous demande: Êtes-vous les personnes que je vis hier à la comédie du Barbier de Séville dans la première loge? vous devez répondre: Nous les sommes, parce que vous devez indiquer ces personnes dont on vous parle.“ Diese Erklärung findet sich denn auch in allen französischen Grammatiken wieder. Sie scheint mir aber in sofern nicht bestimmt genug, als sie die Prädikate, auf die sich „le“ und „la“ zurückbeziehen, nach ihrem Wesen und Inhalte nicht scharf genug unterscheidet. Als nicht eingeschränkt sind die Prädikatsnomina anzusehen, welche unter Umständen mit der Kopula zusammen durch einfache Verba vertreten, und wie diese nur durch Adverbia näher bestimmt werden können, wie z. B. „Der Himmel blaut“ für: „Der Himmel ist blau“, „Alexander regnavit“ für: „Alexander rex fuit.“ Ein determiniertes oder qualifiziertes Prädikatsnomen dagegen lässt sich nie durch ein einfaches Verbum ersetzen, auch wird es nicht durch einen adverbialen Zusatz modifiziert, sondern durch eine attributive Bestimmung eingeschränkt. Das neutrale „le“ nimmt daher das Prädikat in seinem vollen Umfange und mit seinem allgemeinen Inhalte wieder auf; es ist dem Sinne nach gleich dem substantivischen „cela“ und konstatiert vollständige Identität des zweiten Prädikates mit dem ersten. Das der Kongruenz unterworfenen pronominalen Prädikatsnomen hingegen lässt das ursprüngliche Prädikat nur in dem durch die ihm beigegebene attributive Bestimmung begrenzten Sinne und nur mit Rücksicht auf diese gelten. Zwei Beispiele mögen dies erläutern. In den Sätzen: „Alte Leute sind oft (sehr) wunderlich; auch er ist es,“ oder: „Ist er Soldat? — Ja, er ist es,“ vertritt „es“ die ganze, uneingeschränkte Aussage. „Es“ ist gleich „wunderlich sein“; „Soldat sein“; „das Ausgesagte sein“. Dagegen nimmt in einer Wendung wie: „War dies die Frau, welche das Kind gerettet hat? — Ja, sie war es,“ das „Es“ nicht das allgemeine Prädikat „Frau sein“ auf, da stillschweigend als selbstverständlich vorausgesetzt wird, dass die Person, von der die Rede ist, eine Frau sei. „Es“ weist vielmehr auf die attributive Bestimmung: „die —, welche . . .“ hin. „Ja, sie ist es“ heisst hier so viel als: „Ja, sie hat es gerettet“; „sie ist die Retterin“; nicht aber: „Ja, sie ist Frau.“ Durch diese Beziehung des pronominalen Prädikatsnomen auf das Attribut seines Beziehungswortes ist seine Kongruenz mit demselben bedingt. Im Deutschen wird in beiden Fällen das Prädikat gewöhnlich durch das neutrale „es“ aufgenommen, kann aber bei eingeschränktem Prädikat auch durch ein Demonstrativum bezeichnet werden. Kongruenz findet auch dann gewöhnlich nicht statt; vgl.: „Sie ist es“; „dies ist sie“ und daneben: „diese ist es“.

Zu bemerken ist, dass das Französische sich zur Stellvertretung des Prädikatsnomens der Objektformen des Pronomens statt der Subjektformen bedient. Nur das neutrale „le“ geht durch eine ältere Form „lo“ auf den Nominativ illúd zurück, und ist immer nur prädikativ gebraucht worden. Als Vertreter eines schon bekannten oder genannten Prädikates kommen aber nur die Pronomina der dritten Person in Betracht; man hätte also sagen können: „je suis elle; tu es elle; tu es cela“ u. s. w., nicht aber „tu es il“, sondern, weil das Pronomen hier an betonter Stelle stehen würde, nur: „tu es lui.“ Nun bedurfte es aber, wie wir sahen, bei der Wiederholung des Prädikates nicht des betonten, sondern des tonlosen Pronomens. Die tonlosen Subjektformen „il, elle, ils, elles“ würden aber vor den Formen des Hilfsverbs être, die ja in der Umschreibung von Verbalformen vor dem Prädikatsnomen (Adjektiv, Partizip, Substantiv) stets ihren Ton einbüßen, relativ zu stark betont sein; deshalb werden sie vermieden. Auch euphonische Rücksichten werden bei der Wahl der hier eintretenden Formen bestimmend gewesen sein. In allen Sätzen, deren Subjekt das Pronomen der dritten Person ist, würde durch das Zusammentreffen derselben Form als Subjekt und als Prädikatsnomen ein unleidlicher Missklang entstanden sein; vgl. „il il est“. Es musste also zu leichteren Formen gegriffen werden, und da boten sich die ursprünglichen Akkusativformen le, la, les, als bequeme Aushilfe dar, zumal sie ja auch bei transitiven Verben zur Bezeichnung der Objekte in der Stellung vor dem Verb gebräuchlich waren. Der Uebergang dieser ursprünglichen Akkusativformen in die Funktion von Nominativformen konnte in Anbetracht desselben Vorganges bei Substantiven, und mancher anderen Beispiele dieser Art auf dem Gebiete der Pronomina, nicht Wunder nehmen.

Im Afr. wurde das Prädikatsnomen in der Regel gar nicht durch ein Pronomen aufgenommen, weil die Zurückbeziehung auf dasselbe auch ohne nachträgliche Erwähnung durch den Zusammenhang als klar genug galt. Doch hat Tobler: Verm. Beiträge, S. 87, gezeigt, dass auch die Wiederholung des Prädikatsnomens in pronominaler Form der älteren Sprache nicht fremd war.

Es zeigt sich auch hier wieder deutlich das Bestreben des Neufranzösischen, den Gedanken genau zu analysieren und allen aus der älteren Sprache überlieferten syntaktischen und Flexionsverhältnissen zum Trotz, bestimmte Tongesetze zur vollen Herrschaft zu bringen.

Derselben Erscheinung begegnen wir auch beim Relativpronomen und zwar in seinem Gebrauche als Objekt und als Prädikatsnomen.

Wenn das Relativpronomen Objekt eines Satzes ist, so muss es als pronominales Objekt, das sich auf etwas Genanntes bezieht, vor dem Verbum stehen. Eine Zerlegung des Satzes: „L'expérience est un trésor que nous amassons sans en jouir“ ergibt die beiden Teile: 1. „L'expérience est un trésor“ 2. „nous l'amassons sans en jouir“, vgl. hierzu: Miklosich, Vgl. Gr. der slav. Sprachen Bd. IV. S. 76 ff. Diese beiden Sätze werden nur dadurch in Beziehung zu einander gesetzt, dass das pronominale Objekt des zweiten Satzes anzeigt, sein wirkliches Objekt, sein Beziehungswort, müsse schon im ersten genannt sein. Logisch gehört der zweite Satz viel enger zum ersten, da er eine attributive Bestimmung eines Substantivums desselben enthält, also einen integrierenden Teil desselben bildet.

Wie die meisten Sprachen nicht für alle Tätigkeitsbegriffe einfache Verba besitzen, sondern sich durch Umschreibungen derselben mittelst eines Prädikatsnomens mit hinzugefügter Kopula helfen müssen, so ist auch der Verbalbegriff nicht in allen seinen Nuancen adjektivisch dargestellt worden. Wäre letzteres der Fall, so würde die attributive Bestimmung eines Substantivums durch ein solches Verbaladjektiv in den meisten Fällen den Relativsatz überflüssig machen. Im allgemeinen haben die Sprachen nur den drei Hauptzeiten entsprechende Verbaladjektiva entwickelt; die Nebentempora, die Modi u. s. w. finden dabei gar keine Berücksichtigung. Es gibt aber Sprachen, welche die eben beschriebene Bestimmung eines Substantivums durch verbaladjektivische Attribute einzig

und allein und in jeder Form gebrauchen, die daher auch keine relativen Bestimmungen kennen. Im Japanischen liegt z. B. dieser Fall vor, und ich will hier einige Sätze einschalten, um das Wesen dieser uns so fern liegenden attributiv-relativen Bestimmungen zu beleuchten. „Der Mann, welcher kommt“ heisst japanisch: „Kuru hito“, d. h. wörtlich „kommt Mann“. Es entspricht dies also unserem Ausdruck: „der kommende Mann“. „Kita hito“ ist der Mann, welcher kam, d. h. „kam Mann“ = „der gekommene Mann“. „Kinō kita hito“, „gestern kam Mann“ = „der gestern gekommene Mann“. Soweit können wir in unseren Sprachen noch ohne relative Umschreibung folgen. Unmöglich aber ist es z. B. folgende Sätze in derselben Weise nachzubilden (ich gebe die wörtliche englische Uebersetzung nach: B. H. Chamberlain. A Handbook of Colloquial Japanese. Tōkyō. 1889, S. 54 ff.): Shinakūcha naran koto desū“ wörtlich: „As-for-not doing, becomes-not thing is“, d. h. „It is a thing which must be done“. Ferner: „Toji no furuku natta hon“, wörtlich: „Binding of old has-become book“, d. h. „A book of which the binding has become old“. „Tōchaku shīta tōki“, wörtlich: „Arrival did time“, d. h. „the time when I arrived“. Nebenbei sei hier kurz bemerkt, dass sich der entgegengesetzte Fall eines viel ausgedehnteren Gebrauches des Relativums als in unseren Sprachen im Persischen findet. Das alte Relativum *io, ai, yas, gr. *ὅς*, wird dort in der Form „i“, aus älterem „hya“, dem Substantivum angehängt (Izafet) um den Genetiv, eine Art von Status constructus zu bilden. „šāhri šīrāz“, „die Stadt Schīrāz“, d. h. die Stadt welche, Schīrāz, „labi la’li tu“, „deine Rubinlippe“, d. h. Lippe welche, Rubin welche, du“. Diese Verbindung findet sich auch sonst überall, wo zwei Nomina (Subst., Adj., Part., Pron., Inf.) als von einander abhängig bezeichnet werden sollen, z. B. „maji nāb“, „Wein welcher, klar, d. h. klarer Wein, „zānai pidar“, „das Haus welches, (dem) Vater (gehört)“, d. h. das Haus des Vaters (vgl. Saleman u. Shukowski. Pers. Gram., § 16). Dieselbe Anwendung des Relativums findet sich auch nach Schleicher (Beiträge I. 504) in der Kafirsprache und im Chinesischen, was mir aber nach neueren Forschungen zweifelhaft erscheint.

Die indogermanischen Sprachen haben alle attributiven Bestimmungen, die sich nicht durch attributive oder appositive Zusätze beim Substantivum ausdrücken lassen, vorherrschend in Satzform gekleidet; diese Sätze müssen aber ihrerseits durch ein Wort mit ihrem Beziehungsworte verknüpft werden, damit der enge Zusammenhang der Bestimmung mit dem Substantivum, das erklärt wird, gewahrt bleibe. Im Hebräischen ist diese nota relationis „qšer“ unveränderlich, ja sie kann sogar wie im Englischen fehlen, und die Konstruktion in Sätzen wie „bqèrèts lō lāhèm“. Gen. 15. 13. und „In war was never lion raged more fierce. Shakesp. Richard II. I. 173 kommen bis auf die Stellung der oben angeführten japanischen Konstruktion und Ausdrucksweise sehr nahe. In den indogermanischen Sprachen war das Wort, das diese enge Verbindung ausdrückte, ursprünglich anaphorisch (vgl. Brugmann, Grdr. II. 771), gerade sowie alle Relativa im Arabischen (vgl. Socin, Arab. Gram. § 13); später aber ging es in den rein relativen Gebrauch über. In den letztgenannten Sprachen hat dies Pronomen aber zwei gleich wichtige Funktionen: es verknüpft das Attribut (in Satzform) mit seinem Beziehungsworte und bildet einen wesentlichen Satzteil des Attributsatzes selbst. Die erste dieser Eigenschaften macht es notwendig, dass es immer seinem Beziehungsworte unmittelbar folge. So selbstverständlich uns dies jetzt erscheint, ist dies doch nicht ursprünglicher Gebrauch. Im Altindischen geht der Relativsatz mit Vorliebe seinem Beziehungsworte voraus; dem Relativum entspricht dann freilich im Hauptsatze immer ein Demonstrativum. Vgl. Whitney, Ind. Gram. § 512. In den neueren Sprachen wird ebenso wie schon in den klassischen das Relativum nicht ohne Not von seinem Beziehungsworte getrennt. Wie sehr es sich demselben zu nähern strebt, das beweist auch der lateinische Sprachgebrauch in der relativischen Anknüpfung von Sätzen, wie: „quem cum vidissent“; „quo facto“ u. a. m.

Aus dem eben bezeichneten Grunde geht das tonlose Relativpronomen als Objekt seines Satzes aus der ihm in dieser Funktion zukommenden Stellung vor dem Verbum heraus, und tritt

an den Anfang des Satzes; so wahr es am besten seine doppelte Beziehung zu dem ihm vorausgehenden Beziehungsworte und dem ihm folgenden Satze. Seine Stellung unmittelbar hinter dem Beziehungsworte ist auch wahrscheinlich der Grund dafür geworden, dass es weder die Unterscheidung der Geschlechter noch der Numeri bewahrt hat.

Das französische Relativum hat die tonlosen Formen „qui“ und „que“, die betonten „qui“ und „quoi“, und zwar besteht zwischen dem tonlosen und betonten „qui“ derselbe Tonunterschied, den wir schon bei „nous“, „vous“ und „lui“ kennen gelernt haben. Betontes qui, das aus dem älteren cui (Dativ) hervorgegangen ist, kommt nur nach Präpositionen auf Personen bezogen vor. Tonlose Subjektformen sind „qui“ und „que“, die tonlose Objektform ist „que“. Auch im Französischen treten diese tonlosen Subjekt- und Objektformen, sofern es nur irgend möglich ist, unmittelbar hinter ihr Beziehungswort und üben keinen weiteren Einfluss auf die regelmässige Wortstellung des von ihnen eingeleiteten Relativsatzes aus, als dass das Relativum als Objekt allen anderen Satzteilen voransteht; doch dulden sie es, dass unmittelbar hinter sie eine adverbiale Bestimmung (namentlich der Zeit) trete, die ja auch sonst häufig den Satz beginnt; vgl. „Toi, qui devrais être le maître des beys, et que cependant ils tiennent au Caire sans autorité et sans pouvoir, tu dois voir mon arrivée avec plaisir“. (Thiers, Aegypt. Exped. herausg. v. Jäger, S. 30.)

Auch als Prädikatsnomen kann das Relativum gebraucht werden; dann muss aber das eigentliche Prädikatsnomen aus dem Satze entfernt und absolut vor denselben gestellt werden. Wenn der Satz: „Nous sommes heureux“ in dieser Weise umgewandelt wird, so tritt „heureux“ aus demselben heraus. Man könnte nun logisch fortfahren: „nous le sommes“. Soll die Aussage aber attributiv mit „heureux“ verknüpft werden, so tritt an Stelle des persönlichen Fürwortes das relative, und dies geht, wie wir oben sahen, dem Subjekte voran. Es nimmt in diesem Falle die leichteste Form „que“ an, die gerade wie „le, la, les“, als ursprünglicher Akkusativ, nur in prädikativer Stellung als Nominativ gebraucht wird. Der Satz lautet demnach: „Heureux que nous sommes“.

Ich schliesse hiermit die Erörterungen über die tonlosen Pronomina, um im Folgenden noch einen kurzen Ueberblick über die betonten zu geben.

c. Betonte Pronominalformen.

Einleitend mag hier noch einmal darauf hingewiesen werden, dass im Afr. eine strenge Scheidung tonloser und betonter Pronominalformen noch nicht stattfindet; erst seit dem 15. Jh. tritt dieselbe immer deutlicher hervor, indem die volleren Formen überall da gebraucht werden, wo die Pronomina als Subjekte nicht unmittelbar mit der Verbalform verbunden werden können, oder als Objekte keine enge Verbindung mit dem Verbum gestatten; ausserdem aber überall, wo ein Gegensatz zum Ausdrucke gelangen soll, oder aus anderen Gründen auf dem Pronomen ein stärkerer Nachdruck liegen muss. Die betonten Formen „moi, toi, soi, lui, nous, vous, eux, elles, qui, quoi“ gehen auf ursprüngliche Akkusative oder Dative, d. h. Objektformen zurück, „elle“ auf den Nominativ. Die dem „lui“ entsprechende Form „lei“ verschwindet schon seit Mitte des 12. Jh. (vgl. Schwan, Gram. des Afr. § 395.) Alle diese Formen sind also einem gleichen Funktionswandel unterlegen, wie die Mehrzahl der französischen Substantiva. Ihr Gebrauch ist aus der Grammatik bekannt. Ich will nur zwei Fälle herausheben.

Nach Präpositionen werden stets die betonten Formen gebraucht. Der Grund hierfür scheint mir darin zu liegen, dass die Präposition zufolge ihrer rein formalen Verwendung in der Sprache ganz tonlos wird, nun aber eines betonten Wortes bedarf, an das sie sich proklitisch anlehnen kann.

Interessanter aber ist die Verbindung des affirmativen Imperativs mit den betonten Formen der Personalpronomina im Neufranzösischen. Im Afr. ist dies Gesetz noch nicht vorhanden. Man sagte „te tien, te tol, i venez“ u. dergl. (vgl. Diez III, 472). Dieser archaische Gebrauch hat sich in „le voici“ und „me voilà“ bis auf den heutigen Tag erhalten.

Um eine Erklärung für diese Erscheinung im Neufranzösischen zu finden, müssen wir auf das Wesen des Imperativs genauer eingehen. Im Altindischen besass dieser Modus bekanntlich Formen für alle Personen und Numeri, was uns namentlich hinsichtlich der ersten Person merkwürdig erscheinen muss. (Vgl. über die erste Person des Imperativs: Pott in Kuhn und Schleichers Beiträgen I. S. 50 ff.) Jedoch ist diese als Ueberbleibsel einer alten Konjunktivform anzusehen, denn die Veden kennen Imperativformen nur für die zweite und dritte Person, wie sie das Griechische bewahrt hat (vgl. Whitney. Ai. Gram. § 533). Die lateinischen Formen auf -to, -tote gehören einem alten Imperativ Futuri an (vgl. a. a. O. § 571). Das Latein besitzt also einen wirklichen Imperativ nur für die zweite Person beider Numeri. Für die fehlenden Formen treten die ebenerwähnten Bildungen auf -to, -tote, oder Konjunktivformen mit verschiedenen Schattierungen des Sinnes ein. Schon im Latein zeigt sich bei einigen Verben der Imperativ in der Form des Stammes, ohne jegliches Beziehungselement durch die Endung. Ich habe die Imperative „dic, duc, fac“ im Sinne. Schon in urindogermanischer Zeit kommt die 2. sing. des Imperativs in der Form des Präsensstammes ganz ohne Personalendung vor, wie *bhere = ai. bhára gr. φέρε. „Sie muss als Ueberbleibsel aus jener Vorzeit gelten, da die Tempusstammformen noch als selbständige Wörter verwendet werden konnten. Ursprünglich hatte *bhere“ ohne Zweifel einen weiteren Gebrauch, erst allmählich verengte sich dieser zu dem seit dem Ausgang der idg. Urgemeinschaft zu konstatierenden. Die Form war schliesslich gerade durch die Abwesenheit einer Flexionsendung in ihrem Verbalsystem deutlich gekennzeichnet, gleichwie z. B. Vok. ἴππε oder Nom. γόγα in ihren Nominalsystemen.“ (Brugmann, Grdr. II. S. 841.) Von den oben genannten Formen sind „dic, duc, fac“ aus älterem „dice, duce, face“ gekürzt (vgl. Stolz bei J. Müller: Hdb. d. kl. Altertumswiss. II. S. 315), „fer“ ist nach Brugmann (a. a. O. S. 378, alte Injunktiv-(unächte Konjunktiv-)form. Aber auch in „amā monē“ aus *amāie, *moneie“ liegt die Form des Präsensstammes auf -e vor, während „audī“ wahrscheinlich Analogieform von „audite“ nach „lauda: laudate“ und nicht aus „audiē“ gebildet ist. (Stolz a. a. O. S. 379 u. 276.)

Aus dem Angeführten geht zunächst hervor, dass der Imperativ keines Ausdruckes für das Subjekt bedarf; dies letztere ergibt sich ebenso unmittelbar aus der Situation der Anschauung, wie die modale Verwendung der Form aus der Betonung. Als Beweis hierfür lässt sich auch der imperativische Gebrauch von Infinitiven in barscher Redeweise anführen: wie „schreiben! — stille sein!“ u. a. m. Dem widerspricht es nicht, wenn in manchen Sprachen das Subjekt beim Imperativ zuweilen ausgedrückt wird. Wenn wir im Deutschen z. B. sagen: „Gestehe Du mir u. s. w.“, so ist diese Hinzufügung des Subjektpronomens, falls sie nicht Zeichen eines wirklichen Gegensatzes ist, eben einbarer Pleonasmus.

Wie bei jeder anderen Verbalform so müssen auch beim Imperativ die Objekte bezeichnet werden. Als Substantiva folgen sie natürlich dem Verb, sollten ihm aber in pronominaler Form vorausgehen. Das Neufranzösische stellt sie jedoch, wie bekannt, hinter den Imperativ und lässt sie mit diesem eine Toneinheit bilden, was auch äusserlich durch den Bindestrich bezeichnet wird; „donne-le“ ist demnach als ein Wort anzusehen. Man könnte nun zweifelhaft darüber sein, ob in einer derartigen Verbindung das die letzte Silbe bildende „le“ den Wortton trägt oder nicht. Wäre das Letztere der Fall, d. h. wäre „donne-le“ zu sprechen wie „faible“ in dem Verse: „A peine un faible jour vous éclaire et me guide“ (Racine, Iphig. I. 1), so sieht man nicht ein, weshalb man nicht ebenso gut: „donne-me, prends-te“ hätte sagen sollen, zumal die Sprache auch ein

enklitisches „vois-je“ u. a. in der Inversion kennt. Nun vermeidet aber das Neufranzösische die Enklisis so viel als möglich, ebenso wie es die trochäische Wortbetonung aufgegeben hat; und wenn auch das „o“ am Ende eines Wortes vor anlautendem Konsonanten des nächsten im Verse heute (obgleich vielfach nur noch theoretisch) gehalten wird, so ist es dem Tone nach doch ausserordentlich schwach. Es kann als Bezeichnung der denkbar kürzesten Mora angesehen werden und steht dem Schwa mobile des Hebräischen gleich. In der Frage bedient sich das Neufranzösische (namentlich die Umgangssprache) zur Vermeidung der einfachen Inversion mit Vorliebe der Umschreibung mit „est-ce que“. Ferner tritt in Formen wie „aime-je?“ aus demselben Grunde ein Accentverschiebung zu „aimé-je“ ein. In der Umgangssprache geht ausserdem, sobald die einfache Fragestellung gebraucht wird, die Verflüchtigung des „o“ in „je“ soweit, dass es als gar nicht vorhanden anzusehen ist, und Verbindungen wie „aimé-je, dois-je“ werden gesprochen wie: „èmež, düž.“

Wenn wir nun diese entschiedene Abneigung des Neufranzösischen gegen die Enklisis überall gewahren und dann sehen, dass beim affirmativen Imperativ die tonlosen Formen „me, te“ von den betonten „moi, toi“ vertreten werden, und dass diese in der Wortverbindung an der Tonstelle, d. h. am Ende stehen, so kann kein Zweifel darüber obwalten, dass in dieser Verbindung auch die übrigen pronominalen Objekte: „le, la, les, lui, leur, nous, vous“ mit Rücksicht auf den Ton dem „moi“ und „toi“ gleichwertig sein müssen. Da „moi, toi“ aber betonte Formen sind, so müssen auch alle anderen, oben genannten Objektformen der persönlichen Fürwörter hinter dem Imperativ betont sein. Allerdings bin ich der Ansicht, dass hinsichtlich der Betonung ein Unterschied zwischen „je le donne“ und „donne-le“ vorhanden ist. Während nämlich in „je le donne“ das Pronomen vor dem Verbum absolut tonlos ist, und der ganze Nachdruck auf diesem ruht, verliert das Verbum in der Verbindung „donne-le“ trotz der Voranstellung keineswegs seinen Ton, weil sonst die Modalität der Aussage nicht mehr klar durchsichtig bleiben würde; andererseits behält aber auch „le“, weil es an der eigentlichen Tonstelle steht, seinen Ton, und sinkt durchaus nicht zu dem tonlosen Worte herab, als welches es vor dem Verbum stets erscheint. Es tritt daher beim affirmativen Imperativ eine Art schwebender Betonung ein. Vgl. hierzu: Lubarsch, fr. Verslehre S. 29, 4. Phonetisch bezieht sich die Sache so: „je le donne“ ist gleich: „žoldò“, dagegen „donne-le“ gleich: „dò | lə“. Chassang (nouv. gramm. fr. § 228) sagt: „Quand les pronoms me, te, le, suivent le verbe, ils ne s'élident pas et leur e muet se trouve exceptionellement frappé de l'accent tonique. On prononce imite-le, faites-le, envoyez-le chercher comme si l'on écrivait imite-leu, faites-leu ect.“ Vgl. dazu: Lubarsch, fr. Versl. S. 37 ff. Es darf also hier die Elision nicht eintreten, und das ist der beste Beweis dafür, dass „le“ hinsichtlich des Tones in dieser Stellung anders behandelt wird, als vor dem Verbum. Einzelne Dichter haben sich allerdings ausnahmsweise die Elision gestattet, aber solche poetischen Lizenzen können das Gesetz nicht umstossen. Chassang (a. a. O.) tadelt derartige Verstösse, wenn er sagt: „Cependant quelques poètes ont cru pouvoir considérer cet e muet comme s'élidant on du moins ne se prononçant pas devant une voyelle.“

Chassang bleibt in der oben angeführten Stelle auf halbem Wege stehen; er hätte noch einen Schritt weiter gehen müssen. Weil nämlich nach neufranzösischem Sprachgebrauch die Pronomina als Objekte in Verbindung mit dem affirmativen Imperativ in die Tonstelle treten müssen, so müssen die betonten Formen derselben angewandt werden; diese sind aber „moi, toi“. „Me“ und „te“ können hier deshalb gar nicht in Frage kommen.

Schon früher ist einmal darauf hingewiesen worden, dass in „nous, vous“ zwei verschiedenen betonte Formen in gleicher Schreibung vorliegen (vgl. S. 12). Demnach haben wir „nous, vous“ beim affirmativen Imperativ als die betonten Formen anzuerkennen. „Lui“ und „leur“ (dies erst im Nfr.) sind wegen ihrer vollen Vokale betont; im Afr. war lor, leur stets tonlos (vgl. Diez II.

S. 106). Sie verlieren aber, wie wir oben schon sahen, vor dem Verbum ihren Ton nach demselben Gesetze, nach dem das attributive Adjektiv ihn vor seinem Substantivum verliert. (Lubarsch, fr. Verslehre S. 38. ff.) Für „le, la les“, die auch vor dem Verbum immer noch als relativ stärker betont gelten, als „me, te“, standen dem Französischen, da es bei der dritten Person das nähere Objekt vom entfernteren stets unterschied, und von diesen Formen nur lui für il in substantivischen Gebrauch übergegangen ist, keine anderen Formen zu Gebote. Sie wurden aber nach Analogie der übrigen Objektformen hinter den Imperativ gestellt und den Formen mit volleren Vokalen dadurch gleich gestellt, dass ihr an und für sich schwachtoniger Vokal nicht noch einer weiteren Schwächung unterlag. Auch „la“ wird daher in dieser Stellung nie elidiert. „Le, la, les, lui, leur“ müssen deshalb, wie ich es in der Tabelle auf S. 9 gethan habe, als bald tonlose, bald betonte Formen bezeichnet werden. Betonung und Tonlosigkeit hängen bei ihnen von der Stellung ab.

Fragt man nun nach dem Grunde, weshalb im Neufranzösischen das pronominale Objekt beim affirmativen Imperativ in der Tonstelle steht, so geben uns manche Erscheinungen der älteren Sprache Fingerzeige zu einer Erklärung. Das Altfranzösische gestattete auch beim affirmativen Imperativ die Voranstellung pronominaler Objekte. Man sagte: „le tien, te tol, i venez“. (Diez, III. S. 472.) Bis in die Neuzeit haben sich „me voici, le voilà“ erhalten. Noch im 17. und 18. Jh. ist es ganz gewöhnlich, bei der Verbindung zweier Imperative die Pronomina nur dem ersten folgen, dem zweiten aber vorangehen zu lassen. Vgl. „Polissez-le sans cesse et le repolissez“. (Boileau, Chassang. § 224.) Neuere Schriftsteller vermeiden diese Anordnung der Worte. Aus dem eben erwähnten Gebrauche lässt sich schliessen, dass das Französische noch in neuerer Zeit die Voranstellung der pronominalen Objekte bei einem zweiten Imperativ deshalb gestattete, weil durch den ersten der Modus der folgenden Verbalform deutlich angezeigt wurde. In: „Va, cours, vole et nous venge“ ergibt sich aus dem Zusammenhange, dass „venge“ ebenfalls Imperativ sein muss. Nun vermied es das Afr., den Satz mit dem unbetonten Pronominalobjekte zu beginnen, und stellte lieber das Pronomen hinter das Verb. (Suchier in Gröbers Grdr. S. 653.) Beim alleinstehenden Imperativ, dem zufolge der gewöhnlichen Stellung die Pronominalobjekte hätten vorangehen sollen, wurde daher die Nachstellung derselben bevorzugt; bei einem zweiten, nachfolgenden Imperativ dagegen fiel der oben angeführte Grund zur Umstellung fort. Die dem affirmativen Imperativ nun folgenden Objektformen mochten zunächst noch tonlos sein. Als aber in der neufranzösischen Periode immer mehr das Gesetz durchdrang, das Wort, und auch zu einer Toneinheit verbundene Wortkomplexe auf der letzten Silbe zu betonen, da mussten für die tonschwächsten Formen „me, te“ die betonten „moi, toi“ eintreten. „Nous, vous, lui, leur“ konnten wegen ihrer volltönenden Vokale als betonte Formen gelten, und bei „le, la les“ wurde nun keine weitere Schwächung der Vokale gestattet, sondern vielmehr ausnahmsweise nach dem Vorbilde der übrigen Formen der volle vokalische Laut derselben gehalten. Die ursprünglich tonlosen Objektformen gingen, einem sich immer stärker geltend machenden Tongesetze der neufranzösischen Sprache folgend, in betonte über, und alle mit dem affirmativen Imperativ verbundenen Pronominalobjekte müssen heute als betonte Formen gelten. Auch ein innerer Grund kann für diese Stellung der Objektformen angeführt werden. In befehlender Redeweise liegt im Verbum der dem Sinne nach wichtigste Gedanke enthalten, nicht in seinen Bestimmungen. Die spontane Aeusserung eines Befehls fordert daher das Verbum zuerst; gerade so wie in der Frage dasjenige Wort in den Anfang tritt, das durch die Antwort ergänzt werden soll. Deshalb verliert aber auch, abgesehen von anderen Gründen, die Verbalform ihren Ton nicht, gestattet denselben aber nach französischen Betonungsgesetzen auch dem nun folgenden Pronomen. Es sei hier erwähnt, dass das Neugriechische dieselbe Stellung der Pronomina beim affirmativen Imperativ fordert, nur mit dem Unterschiede, dass dieselben, der Vorliebe des Griechischen für die Enklisis entsprechend, tonlos sind.

Ich glaube im Vorhergehenden nachgewiesen zu haben, dass es durchaus unzulässig ist, neben den sogenannten „Pronoms conjoints“ „me, te“ und den „absolus“ „moi, toi“ noch besondere, aus euphonischen Gründen beim affirmativen Imperativ für „me“ und „te“ eintretende Formen „moi, toi“ anzusetzen, die von den sogenannten „absolus“ verschieden wären. Es giebt nur zwei Formen: tonloses „me, te“ und betontes „moi, toi“. Der wechselnde Gebrauch derselben ist nur von den durch ihre Stellung bedingten Tonverhältnissen des Neufranzösischen abhängig. Auch darf man die mit dem Imperativ verbundenen Formen „moi, toi“ nicht deshalb als verschieden von den sog. absolus ansehen, weil sie als entferntere Objekte nicht mit der Präposition „à“ verbunden werden. „(Mei), moi; (tei), toi“ gehen sowohl auf me als mi (für mihi) zurück (vgl. habere-avoir, vela-voile; fidem-foi, video-voir) und bezeichnen im Afr. unterschiedslos das nähere und das entferntere Objekt. Auch die tonlosen Formen „me, te“ fungierten und fungieren noch jetzt für beide Objekte. Daneben aber wurden die ursprünglichen Objektformen „moi, toi“ seit dem 13. Jh. auch nach Art der Substantiva als Subjektformen gebraucht und ganz diesen gemäss behandelt, also z. B. auch mit Präpositionen verbunden. Ihr substantivischer Gebrauch ist z. B. bei „parler“ im 17. und 18. Jh. fast ausschliesslich Sitte gewesen. In Verbindung mit dem affirmativen Imperativ aber hat sich der altfranzösische, rein pronominale Gebrauch erhalten. Demnach kann bei ihnen wohl von einem syntaktisch verschiedenen Gebrauche die Rede sein, nicht aber von einem Unterschiede der Form. In „donne-moi, porte-moi“ liegt dieselbe betonte Form vor, wie in „chez moi; moi je l'ai dit“ u. a. m.

Da mit dem affirmativen Imperativ immer die betonten Objektformen der Pronomina verbunden werden müssen, so liegt auch kein Grund zu ihrer Umstellung vor, wie vor dem Verbum. Das nähere Objekt geht daher dem entfernteren stets voran, ganz wie bei substantivischen Objekten. Beim Zusammentreffen zweier Objekte ist das letzte von beiden stets betont. Die schwebende Betonung aber bleibt gewahrt, und der ganze Wortkomplex, dessen Toneinheit auch hier durch Bindestriche gekennzeichnet wird, ist hier als ein Wort mit Haupt- und Nebenton anzusehen (vgl. Lubarsch, fr. Verslehre, S. 29, 4). Der Hauptton liegt auf dem letzten Pronomen, der Nebenton auf dem Imperativ; in Folge davon sinkt das erste Pronomen vor dem zweiten betonten zur Tonlosigkeit herab und wird stets in tonloser Form gebraucht, also donne-le-moi. En und y, die als Adverbia betont sind und nur vor dem Verbum nach dem Muster von „lui, leur“ tonlos werden, stehen hier stets in der Tonstelle: donne-m'en.

Beim negativen Imperativ liegt der Ton auf der Negation, und zwar auf dem stets betonten Füllworte derselben (pas, plus, jamais, rien u. s. w.). Die Pronomina treten daher hier, wo der Satz mit „ne“ beginnt, in ihrer tonlosen Form vor das Verbum „ne la lui donne pas“.

Fasse ich nun zum Schlusse noch einmal alles das zusammen, was ich in der vorliegenden Abhandlung im einzelnen nachzuweisen versucht habe, so lässt sich kurz etwa Folgendes sagen:

1. Die Pronomina personalia der ersten und zweiten Person werden statt der Namen (Eigen- und Gattungsnamen) des Redenden und des Angeredeten gebraucht, weil die Situation der Anschauung keine Unklarheit über diese Personen zulässt.
2. Die Pronomina personalia der dritten Person (eigentliche Demonstrativa) beziehen sich auf das Besprochene; dieses ist entweder auch durch die Situation gegeben, oder vorher bei Namen genannt worden.
3. Die Pronomina können nach dem Sinn und Zusammenhang der Rede betont oder unbetont sein; unbetont sind sie überall da, wo sie entweder nur zur Verdeutlichung einer Verbalform dienen (d. h. Ersatz für die Personalendung des Verbs sind), oder schon genannte Bestimmungen des Zeitwortes (Objekte und Prädikatsnomina) wieder aufnehmen.

4. Im Neufranzösischen treten tonlose Pronominalobjekte vor das Verbum, auf dem der volle Ton ruht, und zwar folgen sie auf einander mit Durchbrechung des gewöhnlichen Gesetzes über die Stellung der Objekte, nach dem Grade der Stärke ihres Tones, der wieder bedingt ist durch die Natur und das Gewicht ihres vokalischen Elementes. Das relativ schwächste Pronomen steht am weitesten vom Verbum entfernt.
5. Beim affirmativen Imperativ sind zufolge eines allmählich entwickelten Stellungsgesetzes die pronominalen Objektformen zunächst hinter die Verbalform getreten und dann nach neufranzösischer Betonungsweise (das Wort und der Wortkomplex schliesst mit betonter Silbe) mit dem Tone versehen worden. Jedoch tritt hier eine schwebende Betonung ein (vgl. beauté, beaucoup, passer), da das Verbum den zur Bezeichnung der Modalität der Aussage notwendigen Befehlston nicht entbehren kann.
6. Bei der Verbindung zweier pronominalen Objektformen mit dem affirmativen Imperativ bleibt die schwebende Betonung; nach binärer Betonungsweise liegt der Hauptton auf dem den Wortkomplex schliessenden Pronomen, der Nebenton auf der Verbalform. Das zwischen beiden stehende Pronomen ist daher stets tonlos.
7. Alle neufranzösischen Pronominalformen sind in betonte und tonlose zu sondern. Immer betont sind: „moi, toi, soi, eux“, stets tonlos: „me, te, se, il, ils“ und die pronominalen Subjekte des Verbums. Der Form nach nicht geschieden, aber je nach der Stellung betont oder tonlos sind: „le, la, les, lui, leur, nous, vous, elle, elles“.

